

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

**STUDIERN
MIT KIND**
Beileger im Heft



GELD. MACHT. FORSCHUNG.

THINK BIGGER!

Wie Internet-Konzerne die Wissenschaft dominieren - und warum wir eine neue Forschungspolitik brauchen
Ein Plädoyer von **Volker Meyer-Guckel**

ULRICH RÜDIGER

Rückkehrer, moderater Provokateur:
Porträt des Rektors der RWTH Aachen

BERND SIBLER

Der bayerische Wissenschaftsminister
als erster Lobbyist der Studentenwerke

JAN-MARTIN WIARDA

Ein Europa-Pakt der Wissenschaft?
Insider-Report aus Brüssel



Hilft.



Hilft weiter.

Wir helfen in Ländern wie Burkina Faso beim Bau von Brunnen. Denn wer sich selbst versorgen kann, führt ein Leben in Würde. brot-fuer-die-welt.de/wasser

Mitglied der **actalliance**



Würde für den Menschen.

Zukunfts- visionen

In eine vielleicht gar nicht so ferne Zukunft blickt für uns in dieser Ausgabe Dr. Volker Meyer-Guckel, stellvertretender Generalsekretär beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. In seinem Beitrag stellt er am Beispiel der Künstlichen Intelligenz sehr anschaulich und nachvollziehbar dar, dass die großen Internetkonzerne wie Google, Facebook, Amazon & Co. mit ihrer Unternehmensforschung die institutionelle Forschung in Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen schon bald hinter sich lassen könnten. Meyer-Guckel beklagt das nicht, sondern er entwirft exklusiv fürs DSW-Journal eine neue Forschungspolitik, einen eigenen Weg für Deutschland, mit dem wir aus seiner Sicht gegen „Global Player“ wie die USA oder China bestehen können. Sein Schlüsselbegriff heißt „Öffnung“: Unternehmen, Hochschulen, die Politik, die Gesellschaft in Deutschland – sie alle müssen sich einander öffnen, müssen gemeinsam eine neue Innovations- und Kooperationskultur schaffen, die industriellen wie gesellschaftlichen Nutzen gleichermaßen generiert. Lassen Sie sich überraschen_S.12

»Meyer-Guckel klagt nicht, er entwirft für Deutschland eine neue Forschungspolitik, einen eigenen Weg«

Wir waren guten Willens, als wir unseren Autor Jan-Martin Wiarda baten, für uns in Brüssel zu recherchieren, welche Rolle die Wissenschaft spielen muss, welche Vision die EU-Kommission hat, um das Projekt Europa zu stärken. Wir fragen uns: Müsste die EU-Kommission nicht gerade über die Wissenschaft, die eigentlich keine nationalen Grenzen kennt, einen starken Impuls für eine Erneuerung der Europäischen Union geben? Das wollten wir von den Spitzenleuten der EU-Kommission wissen, aber wie wir feststellen mussten, lagen wir mit unserer Leitfrage etwas quer zu den vielbeklagten Strukturen innerhalb des EU-Apparats ..._S.18



Und notabene: Ein Landes-Wissenschaftsminister, der sich als obersten Lobbyisten „seiner“ Studentenwerke sieht: Das liest und hört man nicht alle Tage – und freut uns natürlich sehr. Was den bayerischen Wissenschaftsminister Bernd Sibler (CSU) sonst bewegt, lesen Sie im Kurzinterview_S.40

Eine Korrektur zum Schluss: Da war wohl der Wunsch der Vater des Gedankens ... Ausgerechnet auf dem Cover unseres DSW-Journals 4/2018 war ein kleiner, umso schwerwiegenderer Druckfehler: Aus dem Bildungsforscher Kai Maaz, der in jener Ausgabe als „Herr der Bildungsberichte“ porträtiert ist, machten wir leider Heiko Maaz, also eine Namensmischung aus dem Bildungsforscher Kai Maaz und dem deutschen Außenminister Heiko Maas.

Wir bedauern natürlich diesen Lapsus – ganz so abwegig wäre es jedoch nicht, Heiko Maaz im DSW-Journal zu haben, gehört doch die Außen-Bildungspolitik, genauso wie die Außen-Kulturpolitik, zu seinem Ressort. Das wäre ja auch durchaus einen Bericht wert ...

Eine anregende Lektüre dieses DSW-Journals wünscht Ihnen

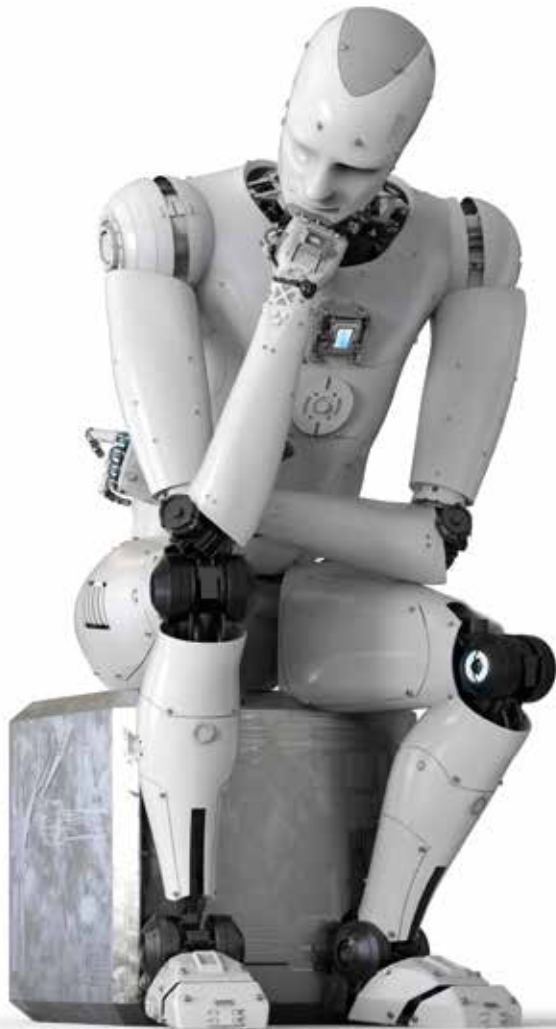
Ihr

Achim Meyer auf der Heyde
Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
»achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de



POLITIK

PRAXIS



Künstliche Intelligenz

Damit Internetgiganten wie Google, Facebook & Co. uns nicht davoneilen:
Völker Meyer-Guckel entwirft eine neue Forschungspolitik für Deutschland
Seite 12-17



Mehlwürmer: Mahlzeit!
Insekten im Menssaessen: Ein Experiment
des Studierendenwerks Mannheim / **26-29**

POLITIK

EU-Pakt Wissenschaft?

Wissenschaft für Europa: Wie die EU-
Kommission tickt - und was sie will / **18-25**



PROFIL

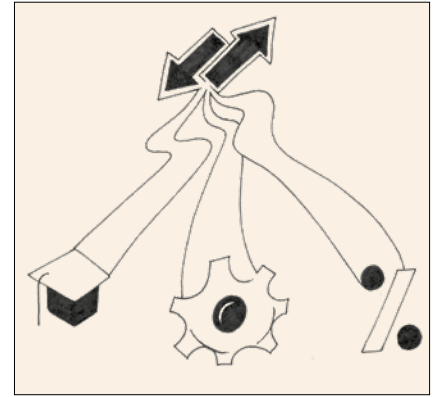


Schmidt-Schnauze
Das Helmut-Schmidt-Studierendenhaus
des Studierendenwerks Hamburg / 30-33



Ulrich Rüdiger
Moderater Provokateur und Rückkehrer:
der Rektor der RWTH Aachen / 34-37

PERSPEKTIVE



Akademisierungswahn?
Karl-Heinz Reith zeigt, wie die Statistik
missbraucht wird / 38-39

STANDORT

Das Studierendenwerk Greifswald / 8-9

STANDORT

STUDIERN AN DER KÜSTE

Das Studierendenwerk Greifswald hat für die Hochschulstandorte im äußersten Nordosten Deutschlands eine besondere Verantwortung

Studierendenwerk Greifswald

- Hochschule Stettin: 226 Studierende
- Hochschule Ostvorpommern: 2.105 Studierende
- Hochschule Neubrandenburg: 2.188 Studierende

IM WETTBEWERB DER HOCHSCHULEN SPIELEN DIE WEICHEN STANDORTFAKTOREN EINE BESONDERE ROLLE.

Was zeichnet das Studierendenwerk Greifswald aus?

Für mich ist klar: Das Studierendenwerk Greifswald hat für die Hochschulstandorte im äußersten Nordosten Deutschlands eine besondere Verantwortung. Wenn es um Begriffe darum geht, sich für ein Masterstudium zu entscheiden, spielen im Wettbewerb der Hochschulen die sogenannten weichen Standortfaktoren eine besondere Rolle. Ich bin mir sicher, dass es eine gute Voraussetzung ist, das Studium mit Cafeterien und dem Angebot des studentischen Wohnens auch bei weichen Angeboten der sozialen und psychologischen Beratung sowie der Förderung bei der Suche nach einem Praktikum an der Hochschule Greifswald, und es vermittelt einen wirtschaftlichen und sozialen Ansporn. Damit ist es ein überaus wichtiger und vielfältiger Partner der Universität Greifswald, der Hochschule Neubrandenburg und der Hochschule Wismar.

Prof. Dr. Ralf K. Sippmann
Vizepräsident
Hochschulrektorenkonferenz

© 2019, JOURNAL 1/2019



13 FRAGEN AN ...

Bernd Sibler (CSU), bayerischer Staatsminister für
Wissenschaft und Kunst / 40-41



ICH SEHE MICH ALS ERSTEN LOBBYISTEN DER STUDENTEN- WERKE

Post von Postlep: Europa wählen!

DSW-Präsident Rolf-Dieter Postlep will ein Europa der
Vernunft / 42



BILDUNGSFÖDERALISMUS 2019: BUND-LÄNDER-DAUERSCHLEIFEN



NEUES ANGEBOT

»Wir können auch Streetfood!«



Präsident Prof. Dr. Karim Khakzar (l.), Kanzler Ralf Alberding (Mitte/beide Hochschule Fulda) und Geschäftsführer Ralf Stobbe (r./Studentenwerk Gießen) freuen sich über die täglich wechselnden Streetfood-Angebote des „5 DAYS A WEEK“.

5 DAYS A WEEK Streetfood ist angesagt – auch an der Hochschule Fulda. Seit Januar 2019 steht zur Mittagspause der Streetfood-Wagen „5 DAYS A WEEK“ auf dem Campus. Der Foodtrailer ist ein gemeinsames Angebot des Studentenwerks Gießen und der Hochschule Fulda. Im „5 DAYS A WEEK“ verköstigt die Hochschulgastronomie des Studentenwerks Gießen ihre Gäste jetzt montags mit Pasta-Gerichten, dienstags mit Burgern aus 100 % Angus Beef, mittwochs mit Wokgerichten, donnerstags mit Hotdogs und freitags mit Fish & Chips. Pommes Frites, Döner und veganer Salat ergänzen das Angebot. Ralf Stobbe, Geschäftsführer des Studentenwerks Gießen ist überzeugt: „Wir können Mensa, wir können aber auch Streetfood!“ Na dann – guten Appetit! ml.

» www.studentenwerk-giessen.de

Foto: STW Gießen

NOTHILFEFONDS

Hilfe für Härtefälle

39.000 EURO Unerwartet den Job verloren, unvorhergesehene Verzögerungen bei der BAföG-Auszahlung, Gesundheitliche Schwierigkeiten – diese Probleme können für Studierende zu einem Abbruch des Studiums führen. Damit es nicht so weit kommt, können Betroffene an Frankfurter Hochschulen seit 2015 den Nothilfefonds des Studentenwerks Frankfurt am Main in Anspruch nehmen. Mit den Geldern werden Studierende bei der Überbrückung einer akuten wirtschaftlichen Notsituation unterstützt. Das Studentenwerk Frankfurt am Main konnte seit Gründung des Fonds mehr als 39.000 Euro an Spendenmitteln sammeln. Die höchste Einzelspende kam vom AStA der Goethe-Universität Frankfurt und betrug 10.000 Euro. Mit dem Nothilfefonds konnte im vergangenen Jahr 17 Studierenden in akuten Notlagen geholfen werden. *ml.*



» www.studentenwerkfrankfurt.de/studentenwerk/helfen-sie/spendentool/

INFOTAINMENT



Das Spielbrett und die Figuren von „Studienmonster“

STUDIEN-INFO-SPIEL Junge Menschen mit Migrationshintergrund niedrigschwellig über die Möglichkeiten und Herausforderungen eines Studiums zu informieren – das ist die Idee von „Studienmonster“, dem Frage-Antwort-Spiel des Studierendenwerks Darmstadt. Auf Informationsveranstaltungen können Interessierte eine Partie mit studentischen Tutoren spielen, bei der spielerisch Sachgespräche über ganz reale Herausforderungen des Hochschul-Lebens wie BAföG, Studienkredite oder Elternunterstützung angestoßen werden. Die Entwicklung des „Studienmonsters“ war Teil des Darmstädter Projekts „Vielfalt leben“ und wurde im Rahmen des Programms „Studium+M – Programm für mehr Studierende mit Migrationshintergrund“ entwickelt. *ml.*

» studierendenwerkdarmstadt.de/interkulturelles/studium/aktuelles-3/

EINE FRAGE... Sollen die künftigen Hochschulpaket-Mittel nach der Zahl erfolgreicher Absolvent/-innen vergeben werden?

Antworten der Bildungsexpert/-innen der Bundestagsfraktionen



Albert Rupprecht **MdB**
CDU/CSU

Wir wollen Qualität, Leistung und Exzellenz in den Hochschulen. Nach den Aufwüchsen bei den Studienplätzen muss nun verstärkt die Lehre verbessert werden. Bei der Mittelvergabe brauchen wir deshalb qualitätsbezogene Parameter, beispielsweise eine angemessene Betreuungsrelation, die sich in der Anzahl der Professuren spiegelt. Da die Grundfinanzierung der Hochschulen Ländersache ist, wollen wir, dass die Hochschulpaketmittel auch anhand der Höhe der Ausgaben eines Bundeslands für Studierende bestimmt werden.

» www.albert-rupprecht.de



Oliver Kaczmarek **MdB**
SPD

Die dauerhafte Verstetigung der Hochschulpaketmittel wird ein Meilenstein für das Wissenschaftssystem und ein politischer Erfolg. Die SPD will dadurch eine bessere Qualität der Hochschullehre anregen und die Rahmenbedingungen für mehr unbefristete Arbeit in den Hochschulen schaffen. Grundlage für die Mittelverteilung sollte die Zahl der eingeschriebenen Studierenden sein, die ergänzt werden kann durch eine Erfolgskomponente wie der Zahl erfolgreicher Absolventinnen und Absolventen.

» www.oliver-kaczmarek.de



Dr. Götz Frömming **MdB**
AfD

Nein. Die künftigen Hochschulpaket-Mittel sollten nicht nach der Zahl erfolgreicher Hochschulabsolventen vergeben werden. Ein solcher Schritt würde zu Verzerrungen in den Bewertungen der Studienleistungen führen. Die Hochschulen würden das Ziel verfolgen, die Erfolgsquote der Studienabschlüsse zu erhöhen, um entsprechend mehr Bundesmittel zu erhalten. Die Studienabschlüsse entsprächen in diesem Fall häufig nicht den tatsächlichen Leistungen. Der gute Ruf deutscher Hochschulen wäre in Gefahr.

» www.goetz-froemming.de



Dr. Jens Brandenburg **MdB**
FDP

Nach dem anfänglichen Ziel des schnellen Aufbaus von mehr Studienplätzen muss es nun darum gehen, die Qualität zu steigern. Für die Nachfolgevereinbarung des Hochschulpakts brauchen wir einen Paradigmenwechsel hin zu qualitätsorientierten Kriterien, zum Beispiel Betreuungsverhältnisse, digitale Lehre oder geringe Studienabbrucherquoten. Die Anzahl der Absolvent/-innen als singulärer Parameter setzt finanzielle Anreize für ein Absenken der Prüfungsanforderungen. Das lehne ich ab.

» www.jens-brandenburg.de



Nicole Gohlke **MdB**
Die Linke

Ein Absolvent/-innenfaktor bei der Mittelvergabe würde den Hochschulen einen Anreiz setzen, möglichst viele Studierende möglichst schnell zum Abschluss zu schleusen. Die Studierendenzahlen bleiben hoch, und 90 Prozent des Mittelbaus arbeiten auf befristeten Stellen, oft zu wirklich schlechter Bezahlung. Der Bund muss daher verlässlich in die Grundfinanzierung der Hochschulen einsteigen und sich für eine Entfristungsoffensive beim Lehrpersonal einsetzen.

» www.nicole-gohlke.de



Kai Gehring **MdB**
Bündnis 90/Die Grünen

Einseitig Studienabschlüsse zu belohnen, könnte Fehlanreize setzen. Beim neuen Hochschulpaket braucht's einen Mix aus quantitativen und qualitativen Parametern. Zentrale Ziele für mich: dass Hochschulen genügend Studienplätze bereithalten, Qualität von Studium und Lehre erhöht und Betreuungsverhältnisse verbessert werden. Darum sollen Bund und Länder den Pakt nicht nur verstetigen, sondern dynamisieren. Die Hochschulen erhalten dann jedes Jahr ein garantiertes Plus von 3%, wie es bei außeruniversitären Forschungseinrichtungen schon lange üblich ist.

» www.kai-gehring.de

Fotos: Shutterstock | STW Darmstadt/Hämelau | CDU Nina-Altman | SPD Benno Kraehahn | AD Ojia Grenner | FDP | Die Linke Trialon/Thomas Klüber | Bündnis 90/Die Grünen

STUDIERN AN DER KÜSTE

Das Studierendenwerk Greifswald hat für die Hochschulstandorte im äußersten Nordosten Deutschlands eine besondere Verantwortung



»IM WETTBEWERB DER HOCHSCHULEN SPIELEN DIE WEICHEN STANDORTFAKTOREN EINE BESONDERE ROLLE«



Professor Dr. Roman F. Oppermann
Vorsitzender des Aufsichtsrats
des Studierendenwerks Greifswald

Was zeichnet das Studierendenwerk Greifswald aus?

Für mich ist klar: Das Studierendenwerk Greifswald hat für die Hochschulstandorte im äußersten Nordosten Deutschlands eine besondere Verantwortung. Wenn es zum Beispiel darum geht, sich für ein Masterstudium zu entscheiden, spielen im Wettbewerb der Hochschulen die sogenannten weichen Standortfaktoren eine besondere Rolle. Ich meine neben der sehr guten Versorgung in den Mensen und Cafeterien und den Angeboten des studentischen Wohnens auch hervorragende Angebote der sozialen und psychologischen Beratung sowie die Förderung kultureller und sozialer Projekte. All das leistet das Studierendenwerk Greifswald, und es vernetzt seine wirtschaftlichen und sozialen Angebote. Damit ist es ein überaus wichtiger und verlässlicher Partner der Universität Greifswald, der Hochschule Neubrandenburg und der Hochschule Stralsund.



»WIR HABEN WEICHEN NEU GESTELLT«



Dr. Cornelia Wolf-Körnert
Geschäftsführerin Studierendenwerk Greifswald

Vor welchen Herausforderungen steht das Studierendenwerk Greifswald?

Wie machen wir unsere Hochschulgastronomie zukunftssicher? Das ist eine Frage, die uns umtreibt. Wir haben Weichen neu gestellt, zum Beispiel mit der Auslagerung der Mensaproduktion am Standort Greifswald in die gemeinsame GmbH von Studierendenwerk und Universitätsmedizin Greifswald. Die neue GmbH versorgt auch die Patientinnen und Patienten, und das ist eine ziemliche Herausforderung. Auch das studentische Wohnen beschäftigt uns. Wir sanieren gerade das Wohnheim in der Makarenkostraße in Greifswald, haben aber Sanierungsbedarf für unseren gesamten Bestand an Wohnheimen. Nach dem Umzug der Innenstadtmensa in Greifswald an den neuen Campus der Universität im Herbst 2018 müssen wir zudem einen neuen Verwaltungssitz in Greifswald für rund 40 Beschäftigte finden: keine leichte Aufgabe.

PERSONALIA

Dad & Daughter Food Geschichten



Christof und Julia Feith

zur Grafikdesignerin macht und ein Faible für Food-Fotografie hat, werden die kulinarischen Kreationen online sehr ansprechend präsentiert. Die Freude am Kochen hat sich die Tochter beim Vater abgeschaut. Aber während Christof Feith es eher deftig und gerne mit Fleisch mag, kommt bei Julia oft Vegetarisches, Veganes und Süßes auf den Teller. *ml*.

» www.dadanddaughterfoodgeschichten.com

CHRISTOF FEITH ist beim Studierendenwerk Kaiserslautern stellvertretender Leiter der Hochschulgastronomie. Gutes Mensaessen ist sein Beruf – privat kocht er mit seiner Tochter Julia, offline und online: Die beiden betreiben zusammen den Food-Blog „Dad & Daughter Food Geschichten“, auf dem Rezepte für Gaumenfreuden wie Pfälzer Erbsensuppe, Kaiserschmarren-Torte oder Dreierlei von der Süßkartoffel präsentiert werden. Da Julia Feith gerade eine Ausbildung

PERSONALIA

Vom Einkauf an die Spitze



JUTTA VAHINGER ist seit Dezember 2018 Geschäftsführerin des Studentenwerks Magdeburg, welches auf acht Campussen an den vier Hochschulstandorten Magdeburg, Stendal, Wernigerode und Halberstadt rund 25.000 Studierende versorgt – mit sechs Mensen, sechs Cafés und Cafeterien, 19 Studierenden-Wohnheimen mit rund 1.650 Plätzen, BAföG- und sozialen Beratungsangeboten, zwei Kinderbetreuungseinrichtungen sowie einer Vielzahl von Kulturveranstaltungen. Die 52-jährige Volljuristin Vaihinger kennt das Metier; sie leitete in den vergangenen neun Jahren den Zentra-

len Einkauf des Studierendenwerks Tübingen-Hohenheim. Jutta Vaihinger folgt als Geschäftsführerin auf Dr. Gabriele Tomas, die im August 2018 nach 23-jähriger Tätigkeit beim Studentenwerk Magdeburg in den Ruhestand verabschiedet wurde. *sg*.

» www.studentenwerk-magdeburg.de/studentenwerk/ueber-uns/

IMPRESSUM

DSW-Journal, Das Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW) Ausgabe 1/2019, 14. Jahrgang

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e. V., Monbijouplatz 11, 10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde, Generalsekretär

Redaktionsleitung: Stefan Grob (*sg*), stefan.grob@studentenwerke.de

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe: Armin Himmelrath, Heike Hucht, Bernd Kramer, Moritz Leetz (*ml*), Dr. Volker Meyer-Guckel, Karl-Heinz Reith, Jan-Martin Wiarda

Hinweis zum Datenschutz: Wir verwenden Ihre Daten auf dem Adressaufkleber ausschließlich dafür, Ihnen das DSW-Journal per Post zuzustellen. Wenn Sie das DSW-Journal nicht mehr erhalten möchten, schreiben Sie dies bitte in einer E-Mail an: dswjournal@studentenwerke.de

Grafik: BlazekGrafik
www.blazekgrafik.de

Karikatur: Heiko Sakurai

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom

1. Januar 2019

Redaktionsanschrift:
Deutsches Studentenwerk e. V.

Redaktion DSW-Journal
Monbijouplatz 11, 10178 Berlin
Tel.: +49(0)30-29 77 27-20
Fax: +49(0)30-29 77 27-99

E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
Internet: www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.



KOLUMNE

GROB GESAGT

Kuddelmuddel

Ich oute mich: Ich habe einen Migrationshintergrund. Ich bin in der Schweiz geboren und aufgewachsen; in Uzwil, einer kleinen, schmucklosen Industriestadt bei St. Gallen in der Ostschweiz.

Jetzt bin ich auch Deutscher. Doppelte Staatsbürgerschaft: Schweizer und Deutscher – und zuvorderst: Berliner; seit 1994 lebe ich hier. Mir fällt auf: Die kulturellen Differenzen zwischen Deutschen und Schweizern sind groß, trotz der Nachbarschaft. Die Deutschen haben keine Ahnung von der Schweizer Geschichte und unserer direkten Demokratie. Die Schweizer mokieren sich, wie wenig direkte Demokratie die Deutschen wagen. Aber: Kann man es den Vätern – und wenigen Müttern – des deutschen Grundgesetzes nach 1945 verübeln, dass sie Angst hatten vorm eigenen Volk?

»Die Deutschen haben keine Ahnung von unserer direkten Demokratie«

Bin ich mehr Deutscher? Oder Schweizer? Was soll ich sagen? Ich bin, wenn wir mal die ganz großen Kategorien auspacken wollen, ein weißer, privilegierter, heterosexueller Mitteleuropäer. Daneben hingebungsvoller Vater, Fan der Rockband AC/DC und der ehemaligen sowjetischen Eishockey-Nationalmannschaft, Horrorfilm-Liebhaber, Flussangler, Yogaschüler ...

Es ist alles ein großes Identitätskuddelmuddel. Gefährlich wird es, politisch, wenn eine oder wenn einer nur noch eines sein will: nur Deutscher, nur Inländerin, nur heterosexuell, nur weiß – und nichts, nichts anderes: Wir Guten, die schlechten Anderen. Dann tausendmal lieber Kuddelmuddel!

Stefan Grob
Redaktionsleiter DSW-Journal
stefan.grob@studentenwerke.de
twitter.com/DSW_Tweet

EINKAUFEN FÜRS STUDENTENWERK

Zehn Hochschulstandorte, elf Mensen, 15 weitere Betriebe - der Zentrale Einkauf des Studentenwerks Ost-Niedersachsen muss einiges besorgen: Büro- und Reinigungsmittel, Elektrogeräte und Berufskleidung. Den größten Bedarf aber hat die Hochschulgastromonomie: Sie braucht Lebensmittel für 2,4 Millionen Mensa-Mahlzeiten im Jahr. „Gesund, regional und nachhaltig soll es sein“, sagt Abteilungsleiter Michael Gruner (ganz oben). Deshalb kommt Neuland-Fleisch unter anderem vom Gut Brenneckenbrück in Gifhorn. Den Bio-Blick hat das Einkaufsteam schon lange. 1988 setzte in Lüneburg die erste Mensa des Studentenwerks Ost-Niedersachsen auf Fleisch aus artgerechter Haltung, seit 2010 tun das alle Betriebe. Nach dem Fotoshooting auf der Wiese gab's übrigens Entwarnung: Diese Kühe hier landen vorerst nicht auf dem Mensateller; es sind Muttertiere. him.

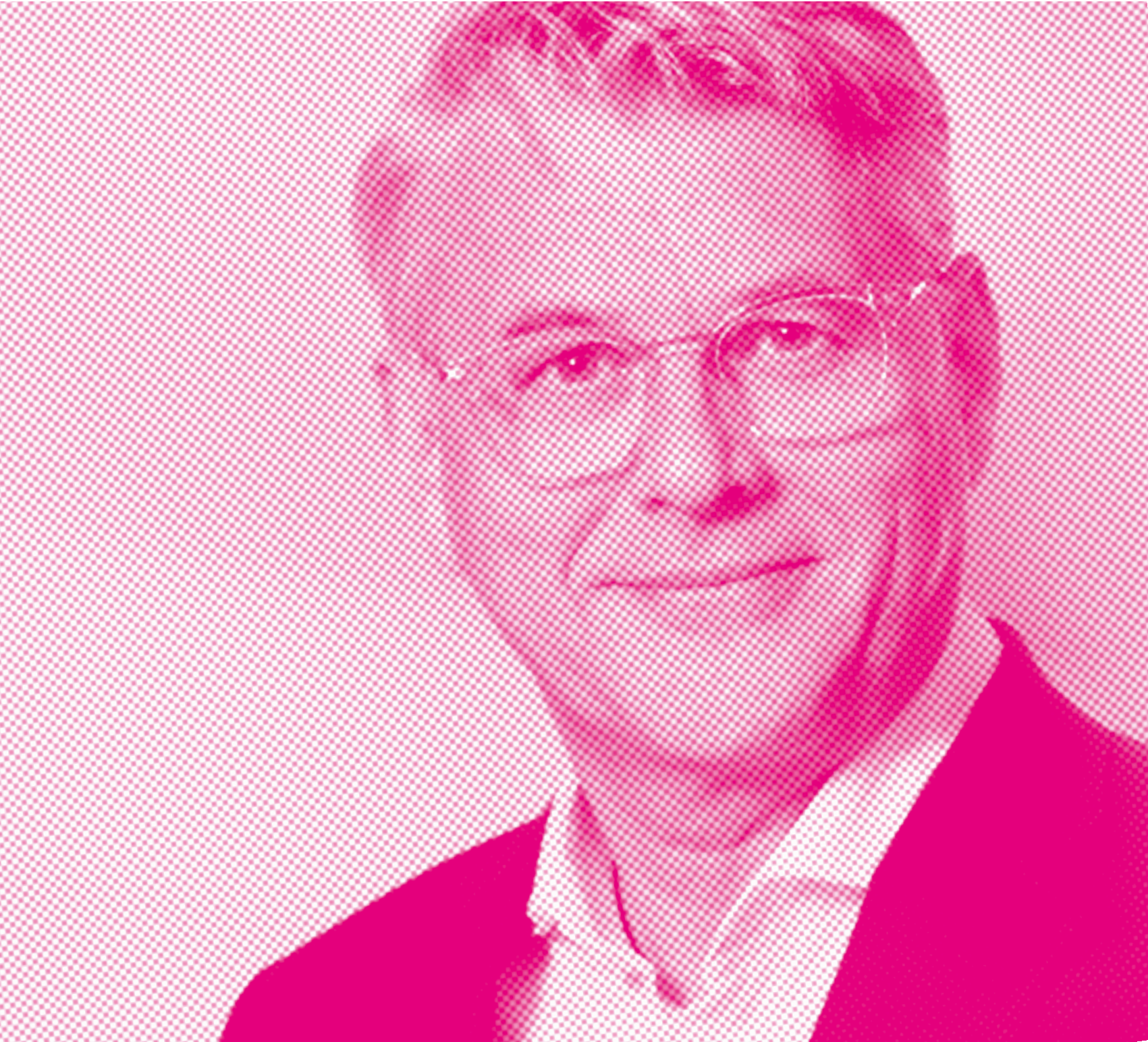


STUDENTENWERK
OstNiedersachsen

» www.stw-on.de



Zum Zentralen Einkauf des Studentenwerks OstNiedersachsen gehören, vordere Reihe, v. l. n. r.: Sabine Ebeling, Michaela Piskol, Christina Strechel; mittlere Reihe, v. l. n. r.: Nina Kraus, Volker Roeseler, Anja Schulenburg, Sina König; ganz oben: Michael Gruner



TEXT: Volker Meyer-Guckel

Wird Facebook Einfluss auf die Technische Universität München nehmen?“, fragt sich die Öffentlichkeit, seit im Januar 2019 bekannt gegeben wurde, dass der amerikanische Datenkonzern mit einer 6,5-Millionen-Euro-Spende ein Institut für Ethik und Künstliche Intelligenz (KI) der TU München unterstützt. Die besorgte Frage nach dem Unternehmenseinfluss bei der Finanzierung öffentlicher Forschung ist so berechtigt wie regelmäßig wiederholt; sie unterschätzt jedoch die Standards wissenschaftlicher Redlichkeit und Qualitätssicherungsprozesse, die im Wissenschaftssystem insgesamt und an deutschen Hochschulen im Besonderen gut definiert sind und funktionieren. Kaum jemand aber stellt in der Debatte die für unsere Gesellschaft viel entscheidendere Umkehrfrage: Wieviel Einfluss hat die öffentliche KI-Forschung noch auf die Unternehmen?

Dass große Konzerne mit ihren Dienstleistungen Produkten, Geschäftsmodellen, technischen Standards und Algorithmen die Art und Weise, wie sich Gesellschaft konstituiert, beständig und grundlegend verändern, ist evident. Dass damit auch Wissenschaft neue Verortungen und Entgrenzungen erlebt, wird nur allmählich deutlich.

Eine neue Forschungspolitik für Deutschland – jetzt!

Künstliche Intelligenz: Internetgiganten wie Google, Facebook & Co. drohen mit ihrer Forschung die traditionelle Wissenschaft zu überholen. Exklusiv fürs DSW-Journal analysiert Volker Meyer-Guckel vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, wie Unternehmen und Hochschulen in Deutschland das verhindern können.



DAMIT DIE SPEERSPITZE WISSENSCHAFTLICHER ERKENNTNIS NICHT ‚PRIVATISIERT‘ WIRD, MÜSSEN SICH WISSENSCHAFT UND UNTERNEHMENSFORSCHUNG ÖFFNEN

Samsung hat eine eigene Universität

Zwar hat die Ökonomin Mariana Mazzucato in ihrem 2013 erschienenen Buch „The Entrepreneurial State. Debunking Public Vs. Private Sector Myths“ eindrucksvoll nachgewiesen, dass es in der Vergangenheit ursprünglich öffentliche Forschungsprojekte und Infrastrukturen waren, die den rasanten Aufstieg von Apple, Google, Intel, Amazon, Huawei oder Samsung ermöglicht haben. Aber ebenso klar ist auch die Entwicklung dieser Unternehmen zu hochattraktiven Forschungsinstitutionen, die mit viel Geld, Manpower und Infrastruktur Umgebungen für die besten Forscher der Welt schaffen, mit denen selbst die finanziell sehr flexiblen amerikanischen Hochschulen kaum noch mithalten können. So investiert jedes einzelne der genannten Unternehmen zwischen 15 und 20 Milliarden

Dollar im Jahr für Forschung und Entwicklung (Facebook 7,8 Milliarden Dollar); Samsung wiederum betreibt in Südkorea eine eigene Universität, die zu den besten des Landes gehört. Jedes einzelne Unternehmen gibt also für Forschung so viel Geld aus wie das deutsche Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) im gesamten Bundesgebiet.

In ihrer „Strategie Künstliche Intelligenz“ hat sich die Bundesregierung Ende vergangenen Jahres das Ziel gesetzt, in der KI-Forschung „Deutschland und Europa auf ein weltweit führendes Niveau zu bringen und dort zu halten“. Unter anderem durch 100 neue Professuren, zwölf neue Forschungs- und Anwendungszentren und ein „Observatorium für künstliche Intelligenz“ sollen die „richtigen Rahmenbedingungen für Wertschöpfung aus der Anwendung von KI in Deutschland“ gesetzt werden, heißt es in einem Strategie-Papier.

Schon bei der Beschreibung der Ausgangssituation stellt sich allerdings die Frage, ob die strategischen Schlüsse auf einer zutreffenden Analyse fußen. In dem Papier heißt es, dass „KI zunehmend den Weg aus der Forschung in die Anwendung in der Wirtschaft findet.“ Dahinter steckt immer noch die Annahme, dass sich die (Grundlagen-)Forschung in öffentliche Einrichtungen verortet und die Anwendung dann in den Unternehmen passiert.

Längst aber sind die deutschen Universitäten mit ihren tariflichen Beamtenstrukturen für viele der ersten Forschungsgarde unattraktiv, auch wenn es mantra-haft heißt, man fände immer noch sehr gute Forscher, weil man ein Umfeld der Freiheit und Autonomie schaffe, das für viele attraktiv sei. Man täusche sich nicht über die Grundlagenorientierung und Freiheitsgrade der Unternehmensforschung: Aus den mittlerweile zu Nokia gehörenden privaten „Bell Labs“ sind in den vergangenen Jahren acht Nobelpreisträger hervorgegangen.

Die High-End-Forschung der Unternehmen

In den IT-Disziplinen wird besonders deutlich, was auch für andere wissenschaftliche Disziplinen absehbar ist: Die öffentliche Forschung ist auf die Forschungspower der Unternehmen angewiesen. Spricht man mit Informatik-Professoren in Stanford oder Boston, so hört man sie sagen: Nur durch ein beständiges Arbeiten in den Forschungs-Abteilungen der Unternehmen selbst lässt sich der Anschluss an die High-End-Forschung noch aufrechterhalten – frei nach dem Motto „If you cannot beat them, join them.“ Das wissen auch die Forscher in einem der wenigen deutschen KI-Forschungszentren mit Weltniveau-Potenzial, dem Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz (DFKI). In dem privaten Institut mit Standorten in Kaiserslautern, Saarbrücken, Bremen und Berlin arbeiten die besten Forscher in Public-Private-Partnership-Projekten, mehr als 20 Industriegesellschafter begleiten das Zentrum und entscheiden mit den an Hochschulen angedockten Professoren über Forschungsprojekte.

Gerade die KI-Forschung ist ein Paradebeispiel dafür, wie die klassischen akademischen Institutionen ehemalige Alleinstellungsmerkmale in der Generierung und Verbreitung von wissenschaftlichen Erkenntnissen verloren haben und weiter verlieren – und sich zunehmend eingebettet sehen in ein über Konzerne, Start-ups und Gesellschaft (Stichwort: „Open Source“-Bewegung) verteiltes Wissensproduktions-




APPLE, GOOGLE, INTEL, AMAZON, HUAWEI, SAMSUNG: JEDES DIESER UNTERNEHMEN GIBT FÜR FORSCHUNG SO VIEL GELD AUS WIE DAS DEUTSCHE BMBF

NACHGEFRAGT

»Es geht um eine neue
Wissenschaftskultur«



DSW JOURNAL: Herr Meyer-Guckel, was Sie über die Forschung der großen Digitalkonzerne schreiben, legt die Frage nahe: Wer kontrolliert eigentlich diese Unternehmensforschung?

Ich könnte zurückfragen: Wer kontrolliert die Forschung an staatlichen Hochschulen? Wir haben ja zum Glück Forschungsfreiheit. Trotzdem gibt es ja ganz allgemein Forschungsbereiche, die schon jetzt sehr reguliert sind, etwa die Genforschung. Zu Ihrer Frage konkret: Viele deutsche Konzerne haben inzwischen ihre Compliance-Standards auch auf die Forschung ausgeweitet. Es ist erstaunlich, was dort alles von den Inhouse-Forschern zu beachten ist. Wie sich das im Ausland darstellt, kann ich nicht sagen.

Anders gefragt: Wie kann man diese Big Player auf eine gesellschaftliche Verantwortung verpflichten?

Spätestens in der technologischen Umsetzung von Forschung in Produkte gibt es natürlich einen regulatorischen Spielraum von Gesetzgeber und Gesellschaft. Das erleben ja gerade die großen Datenkonzerne, dass wir hier in Europa andere Vorstellungen von Datenschutz haben, als woanders auf der Welt. Jede Regulatorik beschreitet aber einen schwierigen Weg. Um es mal an einem Beispiel festzumachen: Der erste Impuls ist natürlich zu sagen, dass man gegen die Weitergabe von Daten ist. Wenn man aber im Todeskampf auf dem Operationstisch einer Klinik liegt, will man umgekehrt, dass den Ärzten ganz schnell alle persönlichen Gesundheitsdaten zur Verfügung stehen. Datenaustausch ist eben auch produktiver Fortschritt.

Ihre Analyse legt den Schluss nahe, Deutschland habe in der KI-Forschung den Anschluss schon verpasst ...

Das sage ich nicht. Wir haben gerade in der KI-Forschung mehr Patente als viele konkurrierende Industrienationen. Trotzdem

muss man realistisch sagen: Die allererste Garde der KI-Forscher findet in anderen Orten der Welt bessere Bedingungen. Und die Zahl dieser Orte steigt.

Im Kern Ihrer Argumentation steht die „Öffnung“: Hochschulen, Unternehmen, der Staat öffnen sich, sie verbinden sich zu neuen „Innovationsökosystemen“. Wo ist Ihrer Meinung nach diese Bereitschaft zur Öffnung am ehesten gegeben?

Das wollte der Stifterverband auch wissen. In einer neuen Ausschreibung mit der Dieter-Schwarz-Stiftung haben wir nach Initiativen und Modellen gesucht, in denen so etwas exerziert wird. Übrigens auch und gerade unter Beteiligung von Studierenden und Nachwuchsforschern. Über 90 Hochschulen haben sich mit konkreten Projekten und Strategien dazu beworben. Diese Zahl hat uns selbst überrascht. Da passiert also überall im Land etwas, was man gar nicht überblickt. Man könnte fast von einer neuen Bewegung der Kollaboration sprechen, die möglicherweise auch zu einer neuen Wissenschafts- und Innovationskultur führt. Wichtig ist, dass aus den Projekten institutionelle Strategien werden, um diesen Kulturwandel nachhaltig zu machen.

Überfordern Sie nicht die deutsche Wissenschaft und die deutsche Wissenschaftsfinanzierung mit Ihrer Vision?

Es geht weder um Zumutungen für die Wissenschaft, noch um mehr Geld. Es geht um neue, zeitgerechte Förderformate und eine Wissenschaftskultur, die sich zunehmend der Gesellschaft öffnet. Das erscheint mir übrigens als beste Strategie für eine auskömmliche Wissenschaftsfinanzierung auch in haushaltspolitisch wieder schwierigeren Zeiten.



WIR BRAUCHEN EINE ‚TRANSFERGEMEINSCHAFT‘ ODER INNOVATIONSTIFTUNG NACH DEM VORBILD GROSSBRITANNIENS, SCHWEDENS ODER DER SCHWEIZ

system. Mit anderen Worten: Akademisches Wissen entsteht und findet sich häufiger an physischen und virtuellen Orten außerhalb klassischer akademischer Institutionen. Dort verschränken sich Fragen der Grundlagen- und Anwendungsforschung, die eine trennscharfe Unterscheidung zwischen beiden Forschungsmodi unmöglich machen.

Wer glaubt, dass diese Phänomene auf die schon immer etwas anders tickenden IT-Disziplinen und -Branchen beschränkt seien, dem sei empfohlen, den Blick auf Entwicklungen in den Gesundheits- und Lebenswissenschaften zu richten, in denen wir in Anfängen Ähnliches beobachten können. Zum einen werden medizini-

sche und gesellschaftsverändernde Forschungsergebnisse durch relativ einfach handhabbare und reproduzierbare Methoden wie jüngst „CRISPR/Cas“ (vulgo: Genschere) in private Labore wandern, zum anderen werden „Big Data“-Repositorien, die durch kommerzielle Apps und Wearables

(am Körper getragene Computersysteme) generiert werden, in Zukunft ganz erheblich medizinischen Fortschritt prägen. Auch hier ist KI die Schlüsseltechnologie zu Skalierung medizinischer Erkenntnis und Weiterentwicklung von Behandlungsmethoden.

Nicht China, nicht die USA als Vorbild für Deutschland

Wenn wir nicht wollen, dass die Speerspitze wissenschaftlicher Erkenntnis zunehmend „privatisiert“ wird, müssen sich Wissenschaft und Unternehmensforschung gleichermaßen öffnen. Dafür kann und sollte Deutschland seinen eigenen Weg finden und definieren.

Wie könnte das aussehen? Erstens bedarf es einer

Grundverständigung über Prinzipien, zweitens einer Entwicklung neuer Methoden und Partnerschaften, die Öffnungsprozessen von Industrie und staatlicher Forschung zugleich Regeln geben und wertschöpfend wirken. Die Rolle Deutschlands in Wissenschaft und Innovation könnte genau aus seinen Stärken in der Vergangenheit erwachsen: Wir verbinden Technologien mit Systemen, Normen und Regeln. Wir wollen weder die staatliche Steuerung von Forschungs-, Innovations- und gesellschaftlichen Transformationsprozessen wie in China, noch wollen wir das weitgehend deregulierte System in den USA. Oder anders ausgedrückt: Weder ein KI-getriebenes reguliertes „social scoring“ noch ein ungeregeltes „private scoring“.

Wir können unsere wissenschaftliche und industrielle Vielfalt nutzen, um möglichst viele Stakeholder an der systemischen Entwicklung und Einbettung von Technologien zu beteiligen, regulatorische Einbettungen zu finden, die zugleich Freiheit, Schutz, soziale Standards und Fortschritt zusammenbringen - und dieses System aus Technologie, sozialer Innovation und Regeln weltweit ausrollen.

Ein großer Experimentierraum

Viele Entwicklungen gehen in diese Richtung. Die unterschiedlichen Öffnungsprozesse in der Wissenschaft unter den Stichworten „Open Access“, „Open Data“, aber auch neue Ansätze wie „Citizen Science“ führen zu einem Wandel hin zu komplexen und offeneren Innovationsökosystemen, wo unterschiedliche Stakeholder ihre Rolle, Ziele und Aufgaben neu ausloten. Auf der anderen Seite gründen viele große Unternehmen neue, eigene Innovationsökosysteme, in denen Industrie, Start-ups, wissenschaftliche Einrichtungen und zivilgesellschaftliche Akteure in unmittelbarer Nähe an Zukunftsthemen zusammenarbeiten.

Noch ist dieses Terrain für viele Akteure ein großer Experimentierraum. Wichtig ist, dass sich die derzeit noch sehr getrennt verlaufenden Diskurse und Praktiken von „Open Science“ auf der einen und „Open Innovation“ auf der anderen Seite in Zukunft zugleich wertschöpfend und gemeinwohlorientiert verschränken. Eine nationale Austauschplattform, die die Erfahrungen der Stakeholder in solchen laborähnlichen Ökosystemen analysiert, vernetzt und politisch aufbereitet, könnte hier einen guten Beitrag leisten. Diese neuen Konstellationen benötigen aber langfristig auch ein förderliches wissenschaftspolitisches Rahmenwerk.

Transdisziplinäre Kooperationsforschung

Wir brauchen angepasste Stellenprofile und Fördermechanismen. Mindestens müssten in Anträgen an die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) mehr Anträge zum Zuge kommen, in denen auch Unternehmen und Start-ups als Forschungsbetreibende, als Forschungsorte und Forschungsgegenstand mit eingebunden sind. Besser noch wäre eine neue Institution im Sinne einer



DIE DEUTSCHEN UNIVERSITÄTEN MIT IHREN BEAMTENSTRUKTUREN SIND FÜR DIE ERSTE FORSCHUNGSGARDE UNATTRAKTIV

„Transfergemeinschaft“ oder Innovationsstiftung etwa nach dem Vorbild Großbritanniens (NESTA), Schwedens (Vinnova) oder der Schweiz (Innosuisse), die sich der Förderung solcher transdisziplinärer Kooperationsforschung verschreibt. Wir brauchen neue Modelle bei der Finanzierung von Forschungsinfrastruktur: mehr gemeinsame Forschungslabore (Reallabore) auf dem Hochschulcampus, in denen – gewissermaßen im „neutralen öffentlichen Raum“ – in „Public-Private-Partnerships“ transdisziplinär (auch und gerade unter Einbindung der Geistes- und Sozialwissenschaften!) technologische Forschung mit ethischer, regulatorischer und sozio-kultureller Forschung verschränkt werden.

Am Ende bedarf es auch neuer Professurenprofile wie Gründungs- und Kooperationsprofessuren, die den Auftrag haben, Forschungsfragen in Zusammenarbeit mit Start-ups und Unternehmen in Kooperation mit Universitäten voranzutreiben und ihre Expertise auch in Wertschöpfungsprozesse einzubringen. Dazu muss

auch an ganz dicken regulatorischen Brettern wie Lehrdeputatsverordnungen und Besserstellungsverboten gebohrt werden.

In solchen neuen kooperativen und transdisziplinären Forschungskonstellationen und damit verknüpften Lernräumen könnte die öffentliche Forschung nicht nur an gesellschaftlichem Einfluss gewinnen, sondern sich auch das entfalten, was von den Hochschulen kategorisch unterschätzt und viel zu wenig genutzt wird: die Produktivkraft der Studierenden.



DER AUTOR

Dr. Volker Meyer-Guckel ist stellvertretender Generalsekretär beim Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft www.stifterverband.de

Anzeige

GEHT'S AUCH ENTSPANNTER?

Erleichtern Sie sich und Ihren Studierenden den Alltag und bieten Sie PayPal als Zahlungslösung an. Für mehr Lust am Studium und weniger Frust im Studi-Alltag.

Wofür können Studierende PayPal nutzen?



Studierendenkarte für Mensa, Kopierer, Waschmaschine & Co aufladen



Kurs- & Veranstaltungsgebühren zahlen



Semestergebühren & –beiträge begleichen



In Unishops bezahlen

Bieten Sie Ihren Studierenden mit PayPal einen besseren Service und profitieren Sie vom schnellen und komfortablen Zahlungseingang.

Informieren Sie sich hier:
hochschulen@paypal.com





Foto: 123RF

Wo bleibt der Europa-Pakt der Wissenschaft?

INSIDER-REPORT

Kann die Wissenschaft Europa erneuern? Wer entscheidet über die EU-Wissenschaftspolitik? Unser Autor Jan-Martin Wiarda suchte in Brüssel nach Antworten – und erfuhr viel über Silos, Kohäsion und Comics.

TEXT: Jan-Martin Wiarda

Es ist ein Thema, das einen EU-Kommissar für Forschung, Wissenschaft und Innovation jeden Tag beschäftigt. Sollte man denken. Doch Carlos Moedas von der portugiesischen Partido Social Democrata (PSD), seit 2014 im Amt, bedauert: Zur Frage, wie es um die Wissenschaftsfreiheit in Europa bestellt ist, könne er sich leider nicht äußern, sagt seine Sprecherin. „Das Thema akademische Freiheit liegt im Bereich des Kommissars Navracsics.“

Der übrigens Ungar ist und der Regierungspartei Fidesz angehört. Deren Wissenschaftspolitik gerade dafür gesorgt hat, dass die Central European University nach Wien emigriert. Als Tibor Navracsics vor bald fünf Jahren Kommissar für Bildung, Kultur, Jugend und Sport werden wollte, lehnte das EU-Parlament zunächst ab – um ihn dann zu bestätigen, ihm aber im Gegenzug die Zuständigkeit für Bürgerrechte zu entziehen.

Ihn also, schlägt sein Kollege Moedas aus dem Forschungsressort vor, solle man nach dem Zustand der Wissenschaftsfreiheit fragen. Womöglich ist das ja ironisch gemeint vom Portugiesen Moedas, subversiv irgendwie. Wahrscheinlicher ist aber, dass hier einmal

mehr das „Silodenken“ durchschlägt, von dem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der EU-Kommission ständig sprechen in diesen Tagen, immer verbunden mit dem Schwur, dass man doch genau das überwinden wolle.

Kann die Wissenschaft das EU-Projekt retten?

Nein, Europa, genauer: seine in Brüssel ansässige Manifestation, macht sie einem nicht leicht, die Suche nach den gemeinsamen europäischen Idealen und wie sie sich in der europäischen Wissenschaftspolitik wiederfinden. Doch ist es nicht gerade die Wissenschaft, die in nationalen Grenzen gar nicht denkbar ist? Sind nicht, wie Margret Wintermantel, die Präsidentin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), es formuliert, „die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler immer die ersten, die Barrieren überwinden, die im Denken und zwischen Disziplinen genauso wie die politischen“? Müsste die Rettung des so gefährdeten europäischen Projekts deshalb nicht von genau hier ausgehen, aus den Hörsälen und Laboren des Kontinents? Und

müsste deshalb die Europäische Kommission nicht kämpfen, was das Zeug hält, um einen Europa-Pakt der Wissenschaft anzuschieben?

Das sind die Fragen, mit denen die Recherche für diese Geschichte beginnt, und es sind auch die Fragen, mit denen sie enden wird. Dazwischen liegen zwei Reisen nach Brüssel, unzählige Mails mit Presseleuten und Gespräche in den Büros derjenigen Akteure, die über die Zukunft von Europas Wissenschaftspolitik entscheiden. Und damit indirekt auch über die Zukunft Europas als politische Idee. Doch sind sie sich dessen auch bewusst?

Wenn dem so ist, so lassen sich zumindest einige ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das nicht anmerken. Ein Pressegespräch mit Kommissar Moedas über Europas Ideale? Ein volles Interview „zu gestatten“ sei ja nicht „unüblich“, teilt die Sprecherin großzügig mit, doch die Presseplanung des Kommissars habe „diesmal“ ergeben, dass es keines geben werde. Ein paar schriftliche Fragen seien aber in Ordnung.

Kommissar und Generaldirektor zusammen? Unüblich!

Ein paar Tage später trudeln die Antworten ein, genauer gesagt: ein längliches Statement, das kaum zu den eingeschickten Fragen passt und auf diese auch nicht direkt eingeht. Von „exzellenter Forschung ist darin die Rede, von zusätzlichen Ambitionen, die nötig seien, um die globale „Pole Position“ zu halten. Und dass der

Schlüssel zu allem „Offenheit“ sei, und dass das allem zugrundeliegende Motto laute: „Zusammen können wir mehr erreichen, bessere und großartigere Dinge“.

Moedas „Presseplanung“ scheint indes nicht nur die Sorge umzutreiben, er könnte inhaltlich seinem Kommissarkollegen Navracsics ins Gehege kommen, auch andere Inkonsistenzen in der Außendarstellung gilt es offenbar zu vermeiden. Weswegen seine Sprecherin ihre per Mail verschickten Erläuterungen dessen, was man in Sachen Interviews für „üblich“ halte, noch erweitert um eine Beschreibung dessen, was „unüblich für uns“ sei: ein Interview „mit Generaldirektor und Kommissar im gleichen Artikel“ zu erlauben.

Der Generaldirektor für Forschung und Innovation der EU-Kommission heißt Jean-Eric Paquet und empfängt mich an einem grauen Dienstagmorgen Ende Januar 2019. In seinem Büro in der obersten Etage des ebenfalls grauen Verwaltungsgebäudes am Square Frère-Orban steht eine Sitzgruppe mit schreiend roten Polstern. Den zweiten Kontrapunkt setzt Paquet selbst mit seinem maßgeschneiderten Anzug, dem wachen Blick und der Fähigkeit, mit ein paar Gesten Intimität herzustellen. Indem er sich während des Gesprächs nach vorn beugt. Indem er gekonnt zwischen Deutsch und Englisch wechselt. Und bei einigen Fragen freimütig einräumt, dass er darüber erstmal nachdenken muss.

Das ist also der oberste EU-Beamte für Forschungspolitik, direkt hinter dem Kommissar, ein eleganter Franzose Anfang 50, und die Aura von Weltläufigkeit und Nahbarkeit wäre perfekt, wenn die Pressesprecherin nicht schon auf dem Weg nach oben betont hätte, wie außergewöhnlich es sei, dass sich der Herr Generaldirektor extra eine halbe Stunde Zeit nehme. Wenn nicht schon nach 22 Minuten das erste Mal an die Bürotür geklopft würde, als Zeichen, dass die halbe Stunde demnächst um ist.

So bittet Paquet auch gar nicht erst zur Sitzgruppe, sondern setzt sich an einen langen Besprechungstisch. Und dann spricht er über Europa als „soziales Gefüge“, dessen Fundament die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit seien. „Die Leute vergessen manchmal, dass sie es sind, die Europa ausmachen und bestimmen“, sagt er. „Sie haben das Gefühl, dass sie keinen Einfluss haben auf das, was in Brüssel passiert, und dabei ist es genau andersherum: Nur sie können die Europäische Union verändern und weiterentwickeln.“

Die Distanz zwischen der EU und den Bürgerinnen und Bürgern: Jeder Brüsseler Gesprächspartner kommt sofort auf dieses Thema, und die Einschätzungen, die sie dazu abgeben, sind so richtig, wie sie routiniert und eingeübt wirken. Kein Wunder im Jahr drei nach dem britischen Brexit-Referendum. Doch was folgt praktisch daraus? Was kann die Forschungspolitik, was kann die Wissenschaft beitragen, um die Kluft zu überwinden?

„Wir müssen deutlicher machen als bislang, dass unsere Forschungspolitik auch dazu dient, die großen gesell-



UNSERE FORSCHUNGSPOLITIK DIENT AUCH DAZU, DIE GROSSEN GESELLSCHAFTLICHEN HERAUSFORDERUNGEN ZU LÖSEN



Jean-Eric Paquet
Generaldirektor für Forschung
und Innovation der Europäischen
Kommission

schaftlichen Herausforderungen zu lösen“, sagt Paquet. Das Ziel sei ja längst im laufenden Forschungsprogramm „Horizon 2020“ verankert, „aber in den öffentlichen Debatten fällt das oft unter den Tisch.“ Gekonnt jongliert der Generaldirektor mit Statistiken, die belegen sollen, dass das EU-Budget für Forschung beachtlich sei, viel größer gar, als man auf den ersten Blick denken könnte.

Und dann sagt Paquet noch etwas, was ebenfalls in allen Gesprächen früher oder später auftaucht: Es gehe darum, den „Added Value“ Europas deutlich zu machen. Fast so, als sei die EU ein Projekt im Sonderangebot. Der „Added Value“, sagt Paquet, bestehe darin, Europas fragmentierte Wissenschaftslandschaft zusammenzubringen und als Ganzes stärker und exzellenter zu machen.

Paquet spricht von neuen Strategien, um die Wissenschaft und die Gesellschaft an der Formulierung des „Horizon 2020“-Nachfolgeprogramms zu beteiligen, in einem großen „Co-Design-Prozess“ würde die Kommission in diesem Frühjahr 2019 die Wissenschaftsorganisationen an der forschungspolitischen Prioritätensetzung beteiligen. Und um den Input der Bürgerinnen und Bürger abzuholen, sei man dabei, die „passenden Instrumente“ zu entwickeln.

Europas Ideale im Schnelldurchlauf

Auch das klingt alles schick, angemessen und doch irgendwie kopflastig und unkonkret. Nur einmal wird Paquet, der Politik, Europäische Verwaltung und Germanistik studiert hat, emotionaler. Ob die Ideale, die Europas Mitgliedstaaten teilen, sich in einer Forschungspolitik niederschlagen, die anders ist als die der USA oder Chinas? „Unbedingt“, sagt Paquet und redet noch schneller als sonst. Europas Wissenschaft sei wesentlich stärker auf Fragen der ethischen Verantwortung ausgerichtet, auf akademische Integrität und auf die Achtung vor den persönlichen Daten der Bürger. „Vor ein, zwei Jahren wurde gerade der strenge Datenschutz noch als Nachteil für unsere Entwicklung kritisiert. Jetzt merken immer mehr, dass im Gegenteil dadurch neue Innovationen ausgelöst werden.“ Und die fünf neuen „Europäischen Missionen“, die der Wissenschaftspolitik eine auch nach außen sichtbare Richtung geben sollen, seien ebenfalls Ausdruck des europäischen Selbstverständnisses, von der Klimaforschung über plastikfreie Ozeane, saubere Städte und fruchtbare Böden bis hin zur Krebsforschung.

Atemlos sagt Paquet die letzten Sätze, dann, nach genau 30 Minuten und 28 Sekunden, steht er auf. Es tue ihm leid, der nächste Termin, man wisse schon: Europas Ideale im Schnelldurchlauf.

Ein paar Straßen entfernt ist ein anderer Protagonist der europäischen Wissenschaftspolitik nicht weniger in Eile. Schon als seine Sekretärin den Besucher im Foyer abholt und mit dem Aufzug in den 24. Stock begleitet, startet sie einen Versuch. Der Chef müsse gleich in eine Besprechung mit EU-Parlamentariern und dann in den



WIR ALS ERC HABEN EINE VERANTWORTUNG FÜR EUROPA, UND WIR ERFÜLLEN SIE AUCH



Jean-Pierre Bourguignon
Präsident des „European Research Councils“ (ERC)

Flieger, ob man das auf 30 Minuten angesetzte Interview wohl auch auf 20 Minuten kürzen könne?

Jean-Pierre Bourguignon selbst lässt sich den Zeitdruck nicht anmerken. „Kommen Sie rein, nehmen sie irgendwo Platz“, sagt er auf Deutsch und macht eine einladende Handbewegung, die sein ganzes Büro umfasst. Was nicht schwer ist, denn es ist nicht einmal halb so groß wie das von Generaldirektor Paquet. Und noch dazu vollgepfastert mit Akten und Pappkartons auf dem Boden, aus denen Comic-Bücher hervorlugen. Später wird er sichtlich stolz erzählen, was es mit denen auf sich hat.

ERC oder das Gegenteil von Kohäsion

Man mag es dem Büro nicht ansehen, doch der Ausnahmehistoriker Bourguignon, ebenfalls Franzose, gilt als besondere Autorität an Europas Hochschulen und Forschungsinstituten. Nicht nur aufgrund seines Alters, er ist 71, und auch nicht allein dank seiner akademischen Verdienste. Sondern vor allem auch wegen der Organisation, die hinter ihm steht. Bourguignon ist Präsident des 2007 gegründeten „Europäischen Research Council“ (ERC), des Europäischen Forschungsrats, und der ERC hat etwas geschafft, womit andere europäische Institutionen sich schwertun: Er hat sich innerhalb weniger Jahre einen legendären Ruf erarbeitet. Vielleicht ja, weil seine Funktionslogik so sehr abweicht von dem ansonsten in der EU-Politik so zentralen Prinzip der „Kohäsion“. Kohäsion bedeutet die Stärkung des europäischen Zusammenhalts durch eine breite Verteilung von



ES WÄRE EIN ZEICHEN MANGELNDER POLITISCHER URTEILSKRAFT, WEGEN DES BREXITS DAS ERASMUS-BUDGET ZU KÜRZEN



Themis Christophidou
Generaldirektorin für Bildung,
Jugend, Sport und Kultur der
Europäischen Kommission

Fördermitteln, die besonders die Schwächeren stärken sollen.

Der ERC tut das Gegenteil: Er belohnt die Besten, nicht die Bedürftigsten. Allein zwischen 2014 und 2020 kann der Forschungsrat 13 Milliarden Euro für die Förderung von Spitzenwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern ausgeben; die sogenannten „ERC-Grants“ gelten inzwischen weltweit als Markenzeichen exzellenter Grundlagenforschung. Wer einen ERC-Grant bekommt, entscheiden nicht Politiker, Politikerinnen oder Beamte, sondern allein die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den Auswahlpanels. Mit dem Ergebnis, dass ein kleines Land wie die Niederlande mehr „Grants“ erungen hat als Italien.

Und dass Großbritanniens Wissenschaft mit großem Abstand vor Deutschland die ERC-Rangliste anführt. Wie kann das sein? Muss der Forschungsrat nicht ständig die Begehrlichkeiten der weniger erfolgreichen Mitgliedstaaten abwehren? „Nein, nein“, sagt Bourguignon und schmunzelt. „Es lebt sich für den ERC wunderbar sicher in der Nachbarschaft der Europäischen Kommission.“ Soll wohl heißen: Die Kommission weiß genau um den Imagegewinn, den ihr der Forschungsrat beschert. Weswegen sie ihn im Zweifel auch sehr effektiv verteidigt. „Der ERC demonstriert, dass die Kommission zu mutigen Entscheidungen fähig ist“, sagt Bourguignon.

Vielleicht ist das ja auch schon das ganze Geheimnis. Gerade weil der ERC so anders ist, als Europa sonst in der

Öffentlichkeit herüberkommt, sichert er der europäischen Idee die Akzeptanz und Anerkennung, die sie gerade jetzt so dringend braucht. Und erinnert daran, dass Europa neben der Kohäsion als Ziel auch immer hatte, gemeinsam wettbewerbsfähiger zu werden. Genau so, sagt Bourguignon, laute auch seine Antwort an Politikerinnen und Politiker in denjenigen Mitgliedstaaten, die sich über mangelnde ERC-Erfolgsquoten beklagen. „Sie sollten die Förderstatistiken als Anreiz begreifen, besser zu werden.“

Gerade laufen die Verhandlungen für das neue Forschungsrahmen-Programm „Horizon Europe“, sie stehen unter den Vorzeichen des Brexits und damit dem Abschied des zweitgrößten EU-Nettozahlers. Der Druck auf den EU-Wissenschaftsetat ist zwar nicht so hoch wie auf andere Bereiche, da Großbritannien mehr bekommt, als es einzahlt, aber die politischen Forderungen steigen schneller als die Finanzierung. Die Kommission will deshalb für Forschung und Entwicklung fast 100 Milliarden Euro vom EU-Budget, verteilt auf sieben Jahre. Das wären real rund 20 Milliarden mehr als im noch laufenden „Horizon 2020“ - bei einem Mitgliedstaat weniger.

Und jetzt auch ein Europäischer Innovationsrat

Dafür soll neben den Forschungsprogrammen für „Gesellschaftliche Herausforderungen und industrielle Wettbewerbsfähigkeit“ (Stichwort „European Missions“) und der Förderung der Grundlagenforschung (die vor allem den ERC und die „Marie-Sklodowska-Curie-Maßnahmen“ für mehr Austausch und mehr Mobilität von Wissenschaftler/-innen umfasst) die sogenannte dritte „Säule“ komplett neu strukturiert und allein der „offenen Innovation“ gewidmet werden, also der marktnahen Entwicklung. Und dazu soll, weil der ERC eine so atemberaubende Karriere hingelegt hat, auf Initiative von Kommissar Moedas jetzt auch ein „European Innovation Council“ (EIC), ein Europäischer Innovationsrat, an den Start gehen, ebenfalls ausgestattet mit einem zweistelligen Milliardenbetrag. In „Horizon 2020“ gab es den nur als Pilot, und noch immer sind nur seine Konturen erkennbar.

Was aber schon klar ist: Da erwächst im Kampf um künftige Fördermittel möglicherweise ein mächtiger Konkurrent für Bourguignons ERC. Sorgt ihn das? „Natürlich bedeutet der EIC finanziell mehr Wettbewerb für uns“, sagt Bourguignon. „Es muss aber darum gehen, bestehende Silos aufzubrechen, ich hoffe sehr, der EIC führt zu mehr Synergien zwischen den Playern.“ Das darf man getrost als Warnung verstehen; weil Bourguignon aber die EU-Logiken zu bedienen weiß, schickt er gleich noch einen netten Satz hinterher: „Ich finde, die Debatten dazu verlaufen bislang sehr konstruktiv.“

Und wenn er schon bei „Silos“ ist, hält der ERC-Chef auch gleich die Rede zu den „Added Value“, den Europas

Politik immer bieten müssen, auch und gerade in der Wissenschaftspolitik. Zum „Added Value“ zählten Europas Vielfalt, die Diversität seiner Bürgerinnen und Bürger, die nur dann ein Handicap seien, wenn Europas Politik sie nicht nutze. Was Europa außerdem ausmache, findet Bourguignon, sei die kritische Masse, die den Wettbewerb auf Augenhöhe mit den USA, China oder Indien überhaupt erst ermögliche. Und zugleich die Abhängigkeit kleiner Staaten von großen verringere.

Tut Bourguignons ERC genug, um in der Öffentlichkeit für diese Werte Europas einzutreten? Oder sieht der Forschungsrat das womöglich gar nicht als seine Aufgabe, weil er die Spitzenforschung fördern soll und keine politischen Ideale? „Doch, doch“, sagt Bourguignon, als seine Sekretärin schon in der Tür steht, in der Hand die Reiseunterlagen. „Wir als ERC haben eine Verantwortung für Europa, und wir erfüllen sie auch.“ Indem seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Ausstellungen in Forschungsmuseen organisieren zum Beispiel. Und viele ERC-Preisträger seien großartige Wissenschaftskommunikatoren, sagt Bourguignon, steht auf und hält dann nochmal kurz inne: Ach ja, und die Comics. „Der ERC war gerade bei einem großen Comic-Festival, um ‚ERCcoMICS‘ vorzustellen. Dafür haben wir Bücher drucken lassen, die in Comics die Projekte der ERC-Wissenschaftler zeigen. Wollen Sie einen?“

Die Verantwortung der Forschung für Europas Zukunft, so scheint es, liegt irgendwo zwischen dem Beschwören großer Ideale und dem Drucken von Bilder geschichten. Eine nicht sonderlich spektakuläre Realität, aber womöglich ist es auch genau das, was Europas Forschungspolitik wirksam und Brüssels Bürokratie stark macht. Sie hält Kurs, sie entwickelt sich behutsam, sie ist nicht anfällig für populistische Tendenzen. Aber braucht es nicht doch auch das große Narrativ, die grundsätzliche Erschütterung, den Aufbruch in Zeiten von Brexit, Wissenschaftsfeindlichkeit und antidemokratischen Tendenzen?

Hochschulen als Rollenmodell

„Es wäre falsch, all das von der Europäischen Kommission zu erwarten“, sagt Peter-André Alt, der Präsident der deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK). „Europa setzt den Rahmen, wir als Hochschulen müssen ihn ausfüllen.“ Natürlich sei auch klar, dass die Hochschulen allein nicht die Versäumnisse der Politik, Europa den Bürgerinnen und Bürgern nahe zu bringen, reparieren könnten. „Aber wir sind schon eine Art Rollenmodell für Europa. Was die Wissenschaftler in Europa verbindet, sind nicht nur unsere gemeinsame Kultur und Geschichte, sondern auch dieselben Grundwerte und ethischen Maßstäbe.“

Deshalb setzt Alt auch große Hoffnungen in die Etablierung der sogenannten Europäischen Universitäten, europaweite Netzwerke von Hochschulen, die die Kom-

mission derzeit per Pilot-Ausschreibung fördert. Allerdings nicht auf eigene Initiative, sondern erst nachdem Frankreichs Präsident Emmanuel Macron sich für die Idee stark gemacht hatte (vgl. DSW-Journal 3/2018). Vielleicht lasse sich so endlich auch die Identifikation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Europa stärken. „Ich habe noch nie einen Forscher mit EU-Förderung sagen hören: ‚Ich forsche für Europa‘. Schade eigentlich“, sagt Alt.

Der Realismus der Hochschulmanagerin

„Seien wir realistisch“, sagt demgegenüber DAAD-Präsidentin Margret Wintermantel. „Natürlich wird es den Hochschulen auch bei den Europäischen Universitäten zu einem guten Teil darum gehen, zusätzliche Fördermittel einzuwerben.“ Was auch kein Wunder sei angesichts ihrer fast europaweit beklagenswerten Unterfinanzierung. Doch wenn es gut laufe, sagt Wintermantel, könnten wirklich neue grenzüberschreitende Initiativen entstehen, in der Entwicklung gemeinsamer Curricula, der Anrechnung von Studienleistungen oder in der Forschungsk Kooperation. „Das wäre für den Hochschulbereich und auch kulturell ein großer Fortschritt“, sagt die 71-jährige Psychologieprofessorin, die Präsidentin



ICH HABE NOCH NIE EINEN FORSCHER MIT EU-FÖRDERUNG SAGEN HÖREN: ‚ICH FORSCHE FÜR EUROPA‘. SCHADE EIGENTLICH



Prof. Dr. Peter-André Alt
Präsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK)



WISSENSCHAFTLERINNEN UND WISSENSCHAFTLER SIND IMMER DIE ERSTEN, DIE BARRIEREN ÜBERWINDEN



Prof. Dr. Margret Wintermantel
Präsidentin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD)

der Universität des Saarlandes war und Alts Vor-Vorgängerin als HRK-Chefin. So hört er sich an, der Traum von Europa, verpackt in den Realismus einer Hochschulmanagerin mit jahrzehntelanger Erfahrung.

Peter-André Alt kündigt derweil an, die HRK werde „noch lauter“ als bislang für Europa trommeln. „Wenn wir Forderungen stellen für das Forschungsprogramm ‚Horizon Europe‘, dann müssen wir als Hochschulen auch eintreten für die europäische Idee.“

Themis Christophidou wird solche Bekenntnisse mit Freuden vernehmen. Denn als sie ein paar Tage zuvor erklären soll, warum Europa so unpopulär ist, wenn Europa doch so viel für seine Bürgerinnen und Bürger leistet, bekommt die Fassade der EU-Spitzenbeamtin kurzzeitig Risse. Es sei Mode geworden, schimpft die Zypriotin, „dass Politiker in den Nationalstaaten über einen mit EU-Mitteln finanzierten Hörsaal sagen: Der kommt von mir, genauso wie die neue Straße oder Brücke. Aber die bösen Regeln, die kommen alle aus Brüssel.“

Christophidou ist wie Paquet Generaldirektorin der EU-Kommission, zuständig für Bildung, Sport, Jugend und Kultur und damit die Nummer zwei hinter Kommissar Navracsics. Und sie nimmt sich Zeit, wie sie da in ihrem Büro sitzt, das genauso ausladend ist wie das ihres französischen Kollegen, mit cremefarbenen Ledermöbeln ausgestattet und einer riesigen Europaflagge hinter ihrem Schreibtisch. Sie bietet sogar Kaffee an. Und während sie den Namen ihres umstrittenen Chefs kein ein-

ziges Mal erwähnt in dem knapp einstündigen Gespräch, redet sie umso ausführlicher über Erasmus, neben dem ERC die andere von nur zwei weltweit bekannten Marken, die die Europäische Union vorweisen kann. Erasmus, das ist für Christophidou ein Förderformat, das jedes Jahr hunderttausende Studierende, Schülerinnen und Schüler, Auszubildende sowie Lehrerinnen und Lehrer durch Europa schickt. Erasmus, sagt die Generaldirektorin, das seien aber auch die ungefähr eine Million Kinder mit Eltern aus zwei unterschiedlichen europäischen Staaten, die aus über 30 Jahren Austauschprogramm hervorgegangen seien. Das ist keine besondere originelle Bemerkung; mit den „Erasmus-Babys“ wirbt die Kommission seit Langem und gibt vor, sie täte es mit einem Augenzwinkern. Doch für Christophidous Version der europäischen Ideale sind sie zentral. Christophidous Idee von Europa, die es zu verteidigen und zu fördern gilt, sind der soziale Ausgleich zwischen Menschen und Nationen und das Gefühl, zusammenzugehören. „Demokratie und Menschenrechte haben zum Beispiel die Amerikaner auch. Aber bei uns gilt nicht das Recht des Stärkeren, und wer nicht stark ist, hat halt Pech gehabt. Das unterscheidet uns Europäer von den USA und Asien.“

Erasmus für die restlichen 96 Prozent

Es ist die altbekannte Idee der Kohäsion, aber zur Abwechslung mal enthusiastisch und gänzlich unbürokratisch vorgetragen. Mit einem klaren Ziel: „Es gibt eine Menge Dinge, um die ich Amerika nicht beneide“, sagt Christophidou. „Aber darum schon: um dieses so natürliche gemeinsame Zugehörigkeitsgefühl von Menschen, die von der Herkunft ähnlich unterschiedlich sind wie die Bürger Europas.“ Nur wenn Europa es schaffe, diese Zugehörigkeit zu stärken, werde es auf Dauer bestehen.

Lässt man sich auf die Logik der studierten Ingenieurin ein, ist es folgerichtig, dass Christophidous Schlussfolgerung lautet: mehr Erasmus. Genauer gesagt: Doppelt so viel Geld, damit dreimal so viele Menschen an den Austauschprogrammen teilnehmen können. So steht es im Vorschlag der EU-Kommission. Christophidou sagt: „Bislang haben vier Prozent von Europas Bürgern von Erasmus profitiert. Jetzt wollen wir uns auch um die anderen 96 Prozent kümmern.“

Aber liefere das nicht zwangsläufig auf ein Billigheimer-Erasmus hinaus? „Ich will ja nicht vor allem mehr Studenten schicken“, sagt sie. In erster Linie ginge es um mehr Schüler, mehr Azubis, mehr Lehrer. Deren Auslandsaufenthalte seien kürzer, nicht jeder könne für sechs Monate gehen. Effektiv könne auch ein Mix aus physischem und virtuellem Austausch sein, etwa per Videokonferenz, sagt Christophidou. Und im Übrigen plädiere sie dafür, stärker als bislang zwischen bedürftigen und weniger bedürftigen Studenten zu unterscheiden. Bei den Reicheren könnte doch schon das

WIE IST ES UM DIE WISSENSCHAFTSFREIHEIT IN EUROPA BESTELT? DER PORTUGIESE **CARLOS MOEDAS**, EU-KOMMISSAR FÜR FORSCHUNG, WISSENSCHAFT UND INNOVATION, VERWEIST AUF SEINEN KOLLEGEN **TIBOR NAVRACSICS**, EU-KOMMISSAR FÜR BILDUNG, KULTUR, JUGEND UND SPORT; DOCH DER UNGAR SCHWEIGT.



Carlos Moedas



Tibor Navracsics

Label ausreichen, die Betreuung drumherum. Die bräuchten kein Stipendium.

Plötzlich ist die Generaldirektorin doch wieder in den Niederungen der Umsetzung angekommen. Plötzlich klingt auch sie so technisch wie die Klischees, die den Brüsseler Beamten immer vorgehalten werden. Vielleicht spürt Christophidou das ja auch, jedenfalls geht sie schnell in ein leidenschaftliches Plädoyer über. „Es wäre ein Zeichen mangelnder politischer Urteilskraft“, sagte sie, „wegen der finanziellen Folgen des Brexits das Erasmus-Budget parallel zum EU-Budget insgesamt zu kürzen.“ Wenn man schon sparen müsse, dann gebe es anderswo Milliarden, die weniger wehtäten, sagt die Generaldirektorin, die schon in den unterschiedlichsten Generaldirektionen gearbeitet hat, unter anderem jahrelang in der EU-Behörde für Regionalpolitik.

Und die Wissenschaftsfreiheit?

So endet sie, die Suche nach Europas Verantwortung für die Wissenschaft. Mit einem Plädoyer für mehr Geld. Mit Bekenntnissen zum sozialen Zusammenhalt, zu Exzellenz, zu einer Forschungsförderung, die sich auf gesellschaftlich relevante Themen konzentrieren soll. Alles

wichtig, alles gut. Doch steht die Frage vom Anfang auch am Ende: Reicht das angesichts der substanziellen Krise der EU? Müsste die Europäische Kommission nicht kämpfen, was das Zeug hält, um einen solchen Europa-Pakt der Wissenschaft anzuschieben? Und noch eine zweite Frage ist am Ende offen: Was ist jetzt eigentlich mit der Wissenschaftsfreiheit?

Die Anfrage an Tibor Navracsics umfasst genau zwei Fragen. Erstens: „Sind Sie besorgt über den Zustand der Wissenschaftsfreiheit in einigen EU-Mitgliedstaaten?“ Zweitens: „Formuliert die Kommission ihre Bedenken laut genug, und tun Sie das auch persönlich?“

Die Antwort des zuständigen EU-Kommissars für Bildung, Kultur, Jugend und Sport bis heute: keine.



DER AUTOR

Jan-Martin Wiarda ist Journalist, Moderator und Blogger. Er ist überzeugter Europäer und bescheinigt der EU-Kommission insgesamt gute Arbeit. „Manchmal jedoch“, sagt er, „macht sie es einem nicht leicht, das auf Anhieb zu erkennen.“ www.jmwiarda.de

**SERIE: STUDIS
MACHEN MENSA
Teil 2**



Lieber Mehlwürmer am Stück und gefriergetrocknet oder gemahlen in der Pasta? Tatsächlich kommen die Insekten pur und zum Weglöfeln besser an.

Mehlwürmer: Mahlzeit!

TESTESSEN

Grillen und Mehlwürmer im Mensa-Essen: Geht das? Schmeckt das den Studierenden?
Und wie kommuniziert man das am besten? Die Probe aufs Exempel macht
das Studierendenwerk Mannheim

TEXT: Heike Hucht FOTOS: Charles Yunck

Fast viertel vor drei Uhr nachmittags in der Mensa Hochschule Mannheim des Studierendenwerks Mannheim: Eigentlich wäre hier schon seit 40 Minuten das Licht aus, die Küchencrew auf dem Weg in den Feierabend. Stattdessen wartet das siebenköpfige Mensa-Team an diesem Donnerstag ebenso gespannt wie die 30 Studierenden im Speisesaal darauf, dass das kulinarische Experiment beginnt.

„Als erstes gibt es Nudeln mit Tomatensauce. Die Pasta besteht zu zehn Prozent aus Mehl von Buffalo-Würmern“, kündigen die studentischen Versuchsleiterinnen und -leiter den ersten von drei Gängen eines Insekten-Menüs an. Gemurmelt, amüsierte Mienen, hochgezogene Augenbrauen. Neugier, die fast greifbar ist. Für zwei Studierende der rund 30-köpfigen Probandengruppe A ist das Experiment an diesem Punkt bereits beendet. Auf tierisches Eiweiß verzichten, aber Insekten essen – das passt für die beiden Vegetarier nicht zusammen. Die zwei Abgänge hinterlassen zwar eine kleine Lücke in der U-förmigen Tischformation. Die positive Aufregung bleibt davon jedoch unberührt.

Alle anderen sollen vor dem Servieren der Nudeln noch flugs auf den vor ihnen liegenden Karten notieren, was ihnen zu essbaren Insekten einfällt. „Knackig. Ekelhaft. Protein. Disgusting. Curios. Interessant“, schreiben sie zum Beispiel auf – subjektive Assoziationen, Fakten und Vorurteile bunt gemischt. Bei der gleich großen Gruppe B wird es später umgekehrt ablaufen: Sie werden gerade ein Stockwerk höher mit Informationen über Insekten-Food gefüttert. Das heißt, solange sich die Probanden unten durch die Gerichte probieren, kann die zweite Gruppe oben durch ausgedruckte Netzartikel stöbern oder sich Kurzfilme über Lebensmittel mit Insekten anschauen. Dabei erfährt sie zum Beispiel, dass viele Insekten sehr nahrhaft sind. Sie aufzuziehen braucht wenig Raum, Futter und Wasser. Außerdem produzieren sie deutlich weniger Treibhausgas als Schweine oder Rinder.

Proteinreich und ressourcenschonend

Wie offen oder skeptisch die Studierenden ohne Vorabinformationen der besonderen Mensa-Mahlzeit gegenüberstehen, spiegelt sich deut-

lich in ihrem Essverhalten. Die einen greifen ganz selbstverständlich, die anderen nur zögerlich zu Löffel und Gabel. Während einige wenige den Teller restlos leeren, stochern andere eher lustlos in dem Nudelgericht herum und wagen nur ein kleines Probierhäppchen. Lediglich ein junger Mann mit Zopf und dickem Strickpulli mag seinen Teller überhaupt nicht anrühren. „Und? Schmeckt's?“, will er von seinem Nachbarn wissen. Der antwortet grinsend zwischen zwei Happen: „Wenn man nicht daran denkt, was drin ist ...“

Insekten als Nahrungsmittel der Zukunft: proteinreich, leicht zu züchten, ressourcenschonend. Und deshalb gut für die Gesundheit, das Klima – und um eine rasant wachsende Weltbevölkerung satt zu machen. Das ist der Ausgangspunkt des ‚Future Food Experiment‘. Studierende der Hochschule Mannheim haben es im Rahmen des Masterprogramms ‚Design-Future-Society‘ entwickelt. „Damit wollen wir herausfinden, wie Kommunikationsmittel beschaffen sein müssen, um die Akzeptanz von Insekten-Food zu erhöhen“, sagt Programmleiter Professor Axel Kolaschnik. Denn Insekten, ist der Professor der Fakultät für Gestaltung überzeugt, sind das Überraschungsei der zukünftigen Ernährung. „In vielen Ländern Asiens und Afrikas sind Grillen, Würmer, Heuschrecken traditionelle Lebensmittel. Bei insgesamt rund zwei Milliarden Menschen stehen sie regelmäßig auf dem Speiseplan. Sogar die Welternährungsorganisation empfiehlt sie ausdrücklich als Nahrungsquelle.“

„Blind Tasting“

Seit dem Jahr 2018 erlaubt die sogenannte Novel-Food-Verordnung der Europäischen Union auch in Deutschland, Insekten als Lebensmittel anzubieten und zu verarbeiten. Erste Start-ups haben bereits verschiedene Produkte mit oder aus Insekten auf den Markt gebracht und im Einzelhandel platziert. Die Pasta, die die Studierenden heute verkosten, gehört ebenfalls dazu; ein Unternehmen aus Pforzheim hat sie gesponsert. Für die meisten studentischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Experiments ist es eine Premiere, auch für das Studierendenwerk Mannheim. Denn für das „Blind Tasting“ hat nicht nur die Mensa län-



Wiebke Zimmer

»Mir hat's geschmeckt – obwohl ich mich anfangs etwas überwinden musste. Am leckersten fand ich die Nudeln, die haben einen besonderen Kick«

Wiebke Zimmer, 20, studiert Biotechnologie an der Hochschule Mannheim



Peter Pahle

»Das Insekten-Experiment hat unsere Erwartungen übertroffen. Wir können uns gut vorstellen, mit Insekten-Gerichten neue Impulse in der Mensa zu setzen«

Peter Pahle, Geschäftsführer des Studierendenwerks Mannheim

ger geöffnet, die Küchencrew bereitet die Speisen auch zu und serviert sie. Zwischen Anfrage der Hochschule und dem „Ja, wir sind dabei“ des Studierendenwerks Mannheim lagen nur wenige Tage. „Uns hat die Idee sofort angesprochen“, berichtet Geschäftsführer Peter Pahle. Immerhin bediene man das gleiche Publikum, und das sei „jung, aufgeschlossen, intelligent und international“, ergänzt seine Vertreterin Astrid Brandenburger. Rund 30 Prozent der 25.000 Mannheimer Studierenden, schätzt sie, kommen aus aller Welt. Deshalb gehe man davon aus, dass auch einige der heutigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer bereits Erfahrungen mit Insekten als Nahrungsmittel mitbringen.

„Statt Ernährungstrends hinterherzujagen, wollen wir Vorreiter sein“, unterstreicht Ulrich Opatz. Der künftige Leiter der Abteilung Hochschulgastronomie des Studierendenwerks Mannheim kann sich gut vorstellen, mit Insekten das Mensa-Angebot zu bereichern. Innovationspotenzial erschließen, Chancen abklopfen und vorfühlen



Sich durchprobieren oder einfach alles stehenlassen? Das ist für einige Probanden mehr als eine Frage des Geschmacks.

– dafür biete das Food-Experiment einen ebenso interessanten wie geschützten Rahmen. „Besonders reizvoll und letztlich entscheidend für dessen Unterstützung ist für uns der wissenschaftliche Kontext“, betont Geschäftsführer Pahle. „Damit der Schuss nicht nach hinten losgeht.“

Guacamole mit Mini-Grillen

Der zweite Gang des Menüs scheint jedenfalls den Geschmack von etwas mehr Studierenden zu treffen als der erste. Von der Guacamole mit erkennbaren Mini-Grillen bleibt nicht so viel in den Schüsseln zurück wie zuvor auf den Tellern mit der Mehlwurm-Pasta. „Ein bisschen musste ich mich allerdings überwinden“, gibt Wiebke Zimmer zu. Der 20-jährigen Biotechnologie-Studentin haben die Nudeln besser geschmeckt. „Weil die einen schönen würzigen Eigengeschmack haben.“ Die Grillen hatte sie sich dagegen knackiger vorgestellt. Ihr erstes Food-Erlebnis mit Insekten, erzählt sie, läge übrigens schon weiter zurück. Und rustikaler war es auch. Bei ei-

ner geführten Tour durch den Dschungel von Ecuador hatte sie schon einmal Ameisen probiert, frisch vom Waldboden. Der heutige Gang Nummer Drei ist ebenfalls eine puristische Angelegenheit. In die Schale mit den getrockneten, etwa fingernagellangen Mehlwürmern greift Wiebke genauso beherzt wie ihr Kommilitone Dirk Achenbach. „Die erinnern an Kartoffelchips“, findet der 20-Jährige, „nur weniger gewürzt.“ Kämen die Würmchen mit ein bisschen mehr Wumms daher, würde er sie wie jeden anderen Snack vor dem Fernseher wegknabbern, meint er. „Erstaunlich, dass die Mehlwürmer so gut ankommen“, resümiert Küchenleiter Uwe Dobler. „Gemessen an der wieder eingesammelten Menge sind sie offenbar beliebter als die beiden Gerichte, in denen die Insekten entweder nicht sichtbar oder mit anderen Speisekomponenten vermischt waren.“ Das hatte er andersherum erwartet. Sein eigenes Urteil über die Pasta: etwas bitter und ziemlich weich. Kollegin und Hauswirtschaftsleiterin Monika Breitschwerdt findet das Experiment zwar hochspannend, selbst probieren mag sie aber nicht. „Reine Kopfsa-



Studenten, der im Urlaub schon mal Heuschrecken und einen Skorpion gekostet hat. Allerdings müsse seiner Meinung nach noch kräftig an der Preisschraube gedreht werden. Knapp sechs Euro für einen 250-g-Beutel Insect-Pasta im Supermarkt würde er dafür nicht berappen. Und Insekten-Food in der Mensa? Das fände er „sehr okay“.

„Werden Sie Insektenbotschafter!“

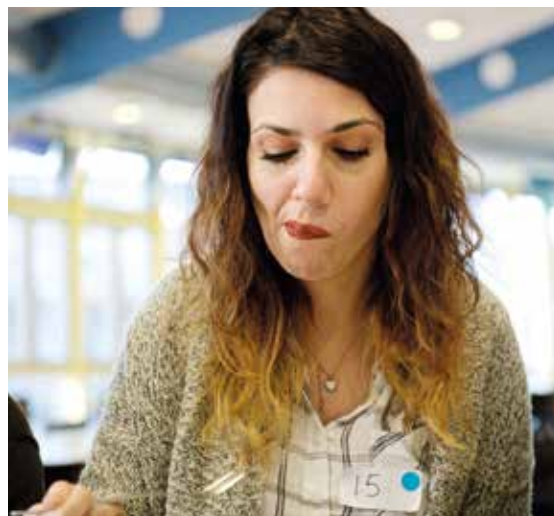
Der Anfang wäre gemacht, ist Professor Axel Kolaschnik überzeugt. „Werden Sie Insektenbotschafter! Helfen sie mit Insekten, die Welt zu retten“, gibt er den Studierenden zum Abschluss mit auf den Weg. Bereits vor der detaillierten Auswertung aller Filmaufnahmen, Fragebögen und Antwortkarten ist klar: Die Informationen kommen an. Verhalten ist veränderbar. Allein mit Kommunikation lässt sich tatsächlich etwas bewirken. Kolaschniks Vision: Aus den Erkenntnissen Module zu entwickeln, mit denen auch andere Studierendenwerke mit Insekten-Food expe-



Axel Kolaschnik

»Es wird nicht mehr lange dauern, bis Insekten ganz selbstverständlich unseren Speiseplan bereichern«

Professor Axel Kolaschnik, Hochschule Mannheim, Fakultät für Gestaltung



Guacamole mit Grillen: reich an Proteinen, Vitaminen und Omega-3-Fettsäuren. Reichlich zugriffen haben trotzdem nur wenige Studierende.

che“, sagt sie. Und trifft damit ins Schwarze. Denn Ekel, sei es vor Essen, Tieren oder Gerüchen, ist tatsächlich anezogen und abgucken und nicht angeboren.

Mehr Informationen, anderes Verhalten

Dass gezielte, leicht aufzunehmende Informationen das Verhalten durchaus beeinflussen können, zeigt sich bei Gruppe B. In dieser Runde steht niemand auf, kein Gericht geht unangerührt zurück. Im Gegenteil, deutlich mehr Teller und Schüsseln werden restlos geleert. Auf Nachfrage der Leiterinnen und -leiter des Experiments, wie es denn geschmeckt habe, zeigen mehr Daumen nach oben als nach unten. Die Kommentare reichen von „unerwartet gut“ bis „Wäre ich nicht eingeweiht gewesen, hätte ich vermutlich keinen Unterschied festgestellt ...“.

Jan-Enno Bohlke lobt vor allem das „angenehme Walnussaroma“ der Pasta. Dass Insekten schon bald ganz selbstverständlich unseren Speiseplan bereichern könnten - durchaus vorstellbar für den 22-jährigen Mechatronik-

rimentieren können. Und so den Weg zu bereiten, um Mensagäste zu Multiplikatoren und Fürsprechern der alternativen Proteinquellen zu machen.

Auch die Mitarbeiter des Studierendenwerks Mannheim ziehen ein durchweg positives Fazit. „Wir sind froh, dass wir dabei sein durften. Das hat sich auf jeden Fall gelohnt“, so Geschäftsführer Peter Pahle. Freie Bahn für die nächsten Schritte - das neue Wissen in die Praxis umzusetzen. „Denkbar wäre zum Beispiel, unser neues Food-Mobil einzuspannen, um Renner wie Burger oder Tacos mit Insekten als Aktionsgericht anzubieten“, sagt Uwe Opatz. Jetzt gehe es zunächst einmal ans Austüfteln von Rezepten. Mehlwürmer in der Mensa-Mahlzeit - in Mannheim vielleicht ganz bald schon mehr als ein Experiment.

DIE AUTORIN



Heike Hucht ist freie Journalistin für Gastronomie- und Architektur-Themen in Münster. Insekten auf dem Teller – durchaus gewöhnungsbedürftig, findet die Autorin. www.freischreiber.de/profiles/heike-hucht



Jan-Enno Bohlke

»Insekten-Food in der Mensa kann ich mir durchaus vorstellen. Da wird aber bestimmt nicht jeder zugreifen«

Jan-Enno Bohlke, 22, studiert Mechatronik an der Hochschule Mannheim

Wohnen bei »Schmidt-Schnauze«

HELMUT-SCHMIDT-STUDIERENDENHAUS

Kein Flughafen, kein Schiff, keine Straße: Das Studierendenwerk Hamburg hat ein Studierendenhaus nach Altkanzler Helmut Schmidt benannt – und was für eins

TEXT: Armin Himmelrath FOTOS: Kay Herschelmann

Studentinnen und Studenten? Von denen hatte Helmut Schmidt (1918-2015), für die SPD Bundeskanzler von 1974 bis 1982, keine allzu hohe Meinung, jedenfalls nicht Ende der 1960er Jahre, als die Proteste der Nachwuchsakademiker/-innen die Bundesrepublik erschütterten. „Während wir hier im Kabinett reden, hauen die in Kiel dem Rektor auf die Fresse und schießen im Gerichtssaal auf den Tisch“, polterte der damalige Verteidigungsminister 1969 gegen die aus seiner Sicht verzogenen jungen Leute. Kein Wunder, dass der spätere Kanzler den inoffiziellen Beinamen „Schmidt Schnauze“ verpasst bekam.

Dabei war Schmidt noch ein paar Jahre zuvor selbst einer von denen gewesen, über die er da so herzog. 1946 war der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) als Hochschulverband der SPD gegründet worden, ein Jahr später übernahm Helmut Schmidt während seines Volkswirtschaftsstudiums die Leitung des SDS. 1948 war diese Episode aber schon wieder vorbei – und nachdem sich der SDS radikalisiert hatte und 1961 von der SPD ausgeschlossen worden war, konnte der SPD-Mann munter über die Studenten schimpfen.

Ein Frachtcontainer als Theke

Gründe zum Zurückpoltern findet Alix Bielefeld trotzdem keine. Die 21-Jährige studiert im zweiten Semester Politikwissenschaften an der Universität Hamburg. „Schmidt kam im Semi-

nar noch nicht vor“, sagt sie – und trotzdem hat sie täglich mit dem Ex-Kanzler und ehemaligen Herausgeber der Wochenzeitung „Die Zeit“ zu tun: Seit Oktober 2018 wohnt Alix im neu gebauten Helmut-Schmidt-Studierendenhaus des Studierendenwerks Hamburg. Und das steht im Hamburger Boom-Stadtteil schlechthin: in der Hafencity. Von der Dachterrasse geht der spektakuläre Blick über Hafenkranne, die Elbphilharmonie und die Skyline der Hansestadt. „Für 380 Euro warm, da kann man nichts sagen, oder?“, grinst Alix in den Sonnenuntergang hinein.

Dabei stimmt nicht nur die Miete. Schon architektonisch ist das Wohnheim ein Hingucker, mit Grafik- und Farbelementen, die den nahen Hafen aufnehmen. Dazu gibt es eine Bar, in der ehemalige Wassertanks als Leuchten unter die Decke gehängt wurden und in der ein ausrangierter Frachtcontainer die Theke bildet. Ein paar Türen weiter: der Fitnessraum, ausgestattet wie ein Studio und für die 128 Hausbewohner natürlich jederzeit nutzbar. Klar, dass das Gebäude außerdem ein Passivhaus ist, dass umweltfreundliche Materialien verbaut und in der steinernen Fassade Quartiere für Vögel und Fledermäuse integriert wurden (die übrigens keine Miete zahlen müssen).

„Das ist schon stark hier“, sagt Ralph Haydl und schaut an der Fassade empor. Der 28-Jährige studiert International Business. Er selbst wohnt zwar in einem anderen Hamburger Wohnheim, kennt das Helmut-Schmidt-Haus aber trotzdem in- und auswendig, weil er als Tutor im Auftrag des Studierendenwerks



Lotsin für Neuankömmlinge: Alix Bielefeld ist Tutorin im Helmut-Schmidt-Studierendenhaus. Da darf die Mütze des Namensgebers natürlich nicht fehlen.



Ein Frachtcontainer als Theke, Modern Art im Wohnheimflur: Dass das Studierendenhaus in der Hafencity steht, ist auch drinnen nicht zu übersehen - und trägt zum besonderen Flair bei.



Helmut Schmidt

- hieß mit vollem Namen Helmut Heinrich Waldemar Schmidt
- wurde 1918 in Hamburg geboren, wo er 2015 auch starb
- war von 1974 bis 1982 Bundeskanzler
- wurde bundesweit als Krisenmanager der Hamburger Sturmflut 1962 bekannt, damals war er Innensenator seiner Heimatstadt

den Einzug der ersten Studierenden im vergangenen Herbst begleitete. „Egal, wer hier ankam: Die haben erstmal richtig große Augen gemacht“, sagt Ralph.

Nicht „endlos herumstudieren“

Das hätte Helmut Schmidt wohl auch, angesichts dieses Gebäudes und seiner Bewohnerinnen und Bewohner. Und sich so seine Gedanken gemacht - wie am 25. Januar 1948. Da schrieb der Hamburger Student Schmidt den Aufsatz „Der deutsche Student als Bürger dieser Welt - die politischen Aufgaben der deutschen Jugend“. Handschriftlich notierte er seine Überlegungen zu Einleitung und Thema: „Welt‘ nicht so sehr zu fassen als Umwelt & Lebensumstände, in denen wir leben, sondern vor allem als Oberbegriff für die Gesamtheit der Studenten + Völker dieser Erde.“ Wenn man will, kann man da schon das Staatsmännische herauslesen, den Willen, Verantwortung zu übernehmen.

Da passt es gut, dass der 71 Jahre alte Schmidt-Aufsatz als Faksimile im Eingangsbereich des Wohnheims hängt. Und direkt um die Ecke, nur ein paar Schritte weiter, sucht die „Nachhaltigkeits-AG“ per Aushang am Schwarzen Brett nach Interessierten unter den aktuellen Bewohnerinnen und Bewohnern, um sich „mehr für die Nachhaltigkeit hier im Haus einzusetzen“. Schmidt hät-



Leben in der WG: Lisa, Alix und Tilmann (von rechts) in der Wohnküche. Unterdessen genießt Ralph den spektakulären abendlichen Blick vom Dach.

te das wahrscheinlich gefallen, er hatte ein Faible für Menschen, die etwas in Bewegung setzen wollen. Allerdings kam diese Zuneigung zur jüngeren Generation gelegentlich etwas knarzig rüber. So riet Schmidt 2008 in einem Gespräch mit 15 Abiturienten in einer Beilage der „Zeit“: „Wenn Sie sich aber für einen Beruf oder eine Ausbildung entschieden haben, dann sollten Sie Ihren Weg mit Ernst und mit Fleiß beschreiten, statt endlos herumzustudieren. Die durchschnittliche Studiedauer an deutschen Universitäten ist skandalös; sie ist viel zu lang. Und das geht nicht auf Kosten der Studenten, sondern auf Kosten anderer, in vielen Fällen auf Kosten der Eltern.“ Und dann gab der Altkanzler auch gleich noch den Hochschulen eine Spitze mit: „Einer der Gründe für diese lange Studienzzeit ist die Unfähigkeit deutscher Professoren, ihre eigenen Universitäten betriebswirtschaftlich vernünftig zu organisieren.“ Als damals 90-Jähriger „Elder Statesman“ kann man so etwas schon mal rausbauen, ohne allzu viel Gegenwind befürchten zu müssen.

Die legendäre Schmidt-Mütze

Ein bisschen Stolz auf diesen knorrigen, Mentholzigaretten in Kette rauchenden Namenspatron ist schon spürbar bei allen, die im Helmut-Schmidt-Studierendenhaus wohnen oder zu Besuch sind. Natürlich kennen sie nicht alle Einzelheiten aus der Politikerbiografie, natürlich steht auch Schmidts Diplomarbeit mit dem Vergleich der Währungsreformen in Deutschland und Japan nach dem Zweiten Weltkrieg nicht in jedem WG-Zimmer. Aber das Spiel mit der Schmidt-Mütze, das machen die Wohnheim-Tutoren Alix und Ralph gerne mit. Platzieren die Mütze in der Bar und draußen im Park vor dem



Haus, schieben sie neckisch in die Stirn oder ziehen sie grimmig ins Gesicht. Spielereien mit dem Symbol eines Mannes, der in Deutschland und der Welt viel bewegt und trotzdem die Bodenhaftung nicht verloren hat. Denn auch dafür steht die Mütze, Typ „Elblotse“: Schmidt kaufte sie immer beim Hamburger Mützenmacher Walther Eisenberg. Den Laden gibt es seit 1892 in der Altstadt, und Lars Küntzel, der das Geschäft heute besitzt, erinnerte sich vor ein paar Jahren in der „Süddeutschen Zeitung“ an Schmidts letzten Besuch im Laden. Da sei der Altkanzler auf dem Weg zu einem Termin gewesen. „Er hielt meiner Mutter breit grinsend sein altes, ziemlich abgenutztes Teil hin und meinte: ‚So kann ich doch nicht mehr unter die Menschen gehen‘“, berichtete Küntzel von der Begegnung. Und bevor Helmut Schmidt das Geschäft wieder verließ, wandte er sich noch einmal an Ingrid Küntzel: „Wie alt bist du eigentlich, mien Deern?“ Die Antwort: „80.“ Schmidt, grinsend: „Ach, noch so ein junges Huhn.“

Rauchverbot im Helmut-Schmidt-Studierendenhaus

Auch andere Geschichten machen im Haus die Runde – wie die vom Oktober 1962, als Innensenator Schmidt im Zuge der „Spiegel-Affäre“ vor dem Untersuchungsgängnis auftauchte, in dem „Spiegel“-Chef Rudolf Augstein wegen angeblichen Landesverrats einsaß. „Aug-

stein raus und Strauß hinein!“, brüllten die protestierenden und wütenden Studentinnen und Studenten und wollten den Knast stürmen – Helmut Schmidt hielt sie per Megafon davon ab. In der anderen Hand hatte er, das zeigen die historischen Bilder, eine Zigarette. Was sonst? Im nach ihm benannten Studierendenwohnheim ist das Rauchen heute natürlich verboten. Auf die Idee käme wohl auch kaum jemand. Und trotzdem gibt es schon die kleinen Geschichten, die das Haus mit Leben füllen und irgendwann zu seiner Historie gehören werden – wie die von Alix und Lisa. Alix wohnte im Oktober 2018 schon ein paar Tage im Haus, als in ihrer WG Lisa Ernst einzog. Die 21-jährige Medizinstudentin im sechsten Semester richtete sich ein und verteilte auch einen Teil ihrer Sachen im Badezimmer. „Ich habe gedacht: Hier ist Prinzessin Lillifee explodiert“, erzählt Alix von ihrem ersten Entsetzen, „da war alles rosa!“ Die neue Mitbewohnerin, dachte Alix, „ist bestimmt 17 und gerade erst zuhause ausgezogen“. Mit anderen Worten: Alix erwartete „eine junge Zicke“.

Lisa wiederum entdeckte in eben jenem Badezimmer die nachhaltig hergestellte Zahnbürste aus Holz von Alix. „Oh Gott, ich wohne mit einem Quotenöko zusammen“, schoss es ihr durch den Kopf. Die beiden Studentinnen grinsen sich an, als sie das erzählen. Und dann prusten sie los: „Gefunkt“ habe es zwischen ihnen, supergute Freundinnen seien sie mittlerweile, und Lisa sagt noch: „Sie hat ja Recht, mit der Nachhaltigkeit und dem Umweltschutz.“ Dann flachsen sie weiter rum, zusammen mit dem Bruder von Alix, Tilmann Bielefeld, der an diesem Abend zu Besuch ist. Der 23-Jährige studiert in Karlsruhe und entspannt sich für ein paar Tage in Hamburg bei seiner Schwester.

Hätte Helmut Schmidt das gut gefunden? Wahrscheinlich schon, denn unterwegs zu sein und dabei zu lernen hielt er für eine sinnvolle Beschäftigung. Oder wie er es einst ausdrückte: „Natürlich geht der Beruf vor! Aber es gibt doch wohl Semesterferien. Was machen Sie eigentlich da? Reisen Sie gefälligst in der Welt herum! Und nicht nach Las Palmas oder ans Mittelmeer oder wo es sonst schöne Strände gibt. Reisen Sie in Länder, in denen man sich umsehen und etwas lernen kann!“

Hamburg hätte für ihn ganz bestimmt zu den Zielen gehört, an denen man etwas lernen kann.



DER AUTOR

Armin Himmelrath ist freier Bildungsjournalist in Köln. Vom neuesten Wohnheim des Studierendenwerks Hamburg ist er begeistert: Die Dachterrasse erinnert ihn an seine eigene Studentenzeit. Da wohnte er in einer alten Schraubenfabrik, ebenfalls mit begehbarem Flachdach – von da gab es aber nur die Wuppertaler Skyline zu sehen und nicht die Elbphilharmonie.



Dr. Peter Tschentscher, SPD

»Das Helmut-Schmidt-Studierendenhaus steht für hanseatische Weltoffenheit, Internationalität und Weitblick«

Dr. Peter Tschentscher, SPD
Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg



Jürgen Allemeyer

»Wie in allen unseren Wohnanlagen gibt es auch hier verschiedene Wohnformen, faire und soziale Mieten, eine Vielzahl von Freizeitangeboten und eine starke Community«

Jürgen Allemeyer,
Geschäftsführer des Studierendenwerks Hamburg

Moderater Provokateur

ULRICH RÜDIGER

Frischer Wind für eine fast 120 Jahre alte Institution: Der Physiker Ulrich Rüdiger ist neuer Rektor der RWTH Aachen. Ein Porträt

TEXT: Armin Himmelrath FOTOS: Kay Herschelmann

Wer sich den Lebenslauf von Ulrich Rüdiger anschaut, merkt: Der Mann geht gerne mal dahin, wo etwas passiert, wo es neue Ideen gibt. Forschungsaufenthalte in den USA, auch die junge, aufstrebende Universität Konstanz - das passt. Aber Aachen? Ausgerechnet die 1870 gegründete, altehrwürdige Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule (RWTH) Aachen, die größte TU Deutschlands? „Ich wollte nicht als Rektor der Uni Konstanz in den Ruhestand gehen“, begründet Ulrich Rüdiger mit feinem Lächeln, warum er im Herbst 2018 vom Bodensee ins Dreiländereck zwischen Deutschland, Belgien und den Niederlanden wechselte.

Das ist die flapsige Antwort. Wer nachfragt, findet aber viel mehr und vor allem stichhaltigere Gründe - ein ganzes Bündel sogar. Da ist die eigene Studienzeit in Aachen, die Ulrich Rüdiger in guter Erinnerung hat. Die Faszination für das System Uni und seine Steuerung, die er schon in Konstanz auslebte und der er jetzt in Aachen, an einer vier Mal so großen Hochschule, weiter nachgehen kann. „Eine technische Uni sollte es außerdem sein und die RWTH Aachen ist sogar noch weit mehr: Sie ist zweifellos eine führende und sehr fortschrittliche technische Universität in Europa“, sagt der Physiker.

Und dann sind da natürlich die Gemeinsamkeiten. Beide Universitäten haben bereits den Elite-Status, beide sind in der aktuell laufenden Runde der Exzellenzstrategie aufgefordert worden, jeweils mehrere Vollarträge für Forschungscluster einzureichen - damit sind sie auch beide weiter im Rennen um das Exzellenz-Label. Und natürlich weiß Ulrich Rüdiger auch, dass die RWTH Aachen im Kosmos der deutschen Universitäten eine Führungsrolle einnimmt, dass sie

ein „Role-Model“ dafür ist oder zumindest sein kann, wie man solche manchmal trägen Institutionen in eine Zukunft führt, in der es gleichzeitig um Tradition und Digitalisierung, um Wettbewerb und „Work-Life-Balance“ geht. Und vor allem um wissenschaftliche Spitzenleistungen!

Stabilitätsgarant

Der 52-Jährige bringt dafür die richtige Mischung an Jugendlichkeit und Bedächtigkeit mit, heißt es in Aachen. Ein moderater Provokateur, vor allem aber ein Stabilitätsgarant soll er sein. Dafür haben sie ihn geholt, wohl wissend, dass er auch für überlegte Sticheleien zu haben ist. Konservative Hochschulakteure verschreckte Ulrich Rüdiger schon mal mit Interviewaussagen wie der im Konstanzer „Südkurier“: „Es ist die Kernaufgabe einer Hochschule, auf die Kinder aufzupassen.“ Anders als mit einem familienfreundlichen Selbstverständnis, so sein Kalkül, lassen sich Spitzenforscherinnen und -forscher heute nicht mehr an eine Uni locken.

Wie man eine Hochschule führt, diesen Kosmos aus Individualistinnen und Anarchisten, weiß Ulrich Rüdiger nur zu gut. Im Jahr 2002 fing er als Professor in Konstanz an, schon kurz danach wurde er in die Hochschulleitung gewählt: „Ich wurde in einer extrem spannenden Zeit Mitglied des Rektorats“. Die Herausforderung sei es damals gewesen, strukturell-strategische Verfahren für die Universität Konstanz zu entwickeln und deren Umsetzung anzuschieben. Ganz ähnlich, wie das jetzt in Aachen ansteht.

Von 2009 bis 2018 war Ulrich Rüdiger Rektor der Universität Konstanz. Zehn Jahre, in denen es um die Qualitätsoffensive Lehrerbildung und um bessere Lehre ging, um stei-





Rektor mit Auslandserfahrung: Seine Forschungstätigkeit führte Rüdiger in den 1990er Jahren nach New York, Ithaca im Bundesstaat New York und nach San Jose in Kalifornien.

Ulrich Rüdiger über ...

... die Exzellenzwettbewerbe: Als es 2007 mit der Exzellenzinitiative losging, war das, als ob man an den Universitäten ein völlig neues Land betreten hat. Der Wettbewerb hat das universitäre System herausgefordert. Das führte zu einer Dynamik, die die Unis in dieser Form nicht gekannt haben.

... die Hochschulfinanzierung: Der Wettbewerb um Drittmittel wird ruinös, wenn die Substanz der Infrastruktur mit jedem Projekt weiter belastet wird. Und er führt zu einer demotivierenden Überlastung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, wenn sie sich trotzdem zum Ausweis ihrer wissenschaftlichen Kompetenz permanent als Antragsteller um Drittmittel bemühen und zudem als Gutachter in diversen Verfahren immer häufiger zur Verfügung stehen müssen – all das, während die Belastung in der Lehre permanent steigt. Das ist die Quadratur des Kreises.

... die Digitalisierung: Das ist wirklich eine Herausforderung: Wie schaffen wir das mit 45.000 Studierenden hier bei uns in Aachen, eine funktionierende und didaktisch durchdachte, IT-gestützte Lehre zu verwirklichen?

... die Hochschulrektorenkonferenz (HRK): Aus der Stimme der Hochschulen, als die sich die HRK lange verstanden hat, ist ja mittlerweile fast so etwas wie ein Chor geworden. Ich finde das aber nicht schlimm. Zusammenschlüsse wie die TU9, die German U15 oder andere Gruppen haben gemeinsame Interessen, die nicht zwingend auch von allen anderen Hochschulen geteilt werden – und dafür muss es ein Forum geben. Wichtig ist, dabei die gemeinsamen Anliegen nicht zu vergessen und nicht in Scharmützel zwischen den Untergruppen zu verfallen.

... das Studierendenwerk Aachen: Für mich sind die Studierendenwerke ein strategischer Partner der Hochschulen. Denn es ist eine strategische Frage, wie wir als RWTH Aachen beispielsweise in Sachen Kinderbetreuung aufgestellt sind. Das Land gibt einen Schlüssel von 35 Prozent U-3-Plätzen vor – wir liegen mit deutlich über 40 Prozent klar darüber und planen weitere Einrichtungen für Kinder zwischen sechs Monaten und drei Jahren. Das ist für mich ein Schlüsselthema und Teil unserer Führungsrolle.

gende Studierendenzahlen und die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, um Hochschulpakete und – natürlich – um die Exzellenzinitiative, heute: Exzellenzstrategie. Ulrich Rüdiger lässt das kurz Revue passieren und sagt dann: „Wir haben so gut wie nichts liegen gelassen und in Konstanz eigentlich alle Wettbewerbe für uns entschieden.“

Noch einmal zehn Jahre Vollgas, wie am Bodensee?

Ein Satz, der seinen Stolz zeigt auf das Erreichte. Und der gleichzeitig, so bedächtig er hier im Aachener Rektorat ausgesprochen wird, die Ehrfurcht und vielleicht auch Demut spiegelt, mit der Ulrich Rüdiger an sein aktuelles Amt herangeht. „Führung ist keine Lebensaufgabe auf einer einzigen Position, das funktioniert nicht“, sagt er. Und weiß: Die Konstanzer Erfolge haben ihm auf dem Weg nach Aachen natürlich geholfen. Und gleichzeitig sind sie der Maßstab, an dem seine Arbeit an der RWTH täglich gemessen wird. Kann er das nochmal wiederholen? Kann er, „nach zehn Jahren Vollgas am Bodensee“, nochmal zehn Jahre Vollgas im Westen der Republik dranhängen?

Klar ist: Genau dafür haben sie ihn geholt. „Wir erwarten von ihm strategische Führung mit Augenmaß in herausfordernden Zeiten“, sagt Stefan Kowalewski, Professor für das Fach Software für eingebettete Systeme an der RWTH Aachen und gleichzeitig Vorsitzender des Senats. Und er lässt keinen Zweifel daran, dass die Auswahlgremien genau das ihrem neuen Rektor zutrauen.

Und auch Wegbegleiter und Kollegen sagen: Ja klar kann Rüdiger noch einmal etwas bewegen. „Der brennt für seine Aufgabe. Aber weil er gleichzeitig diese Ruhe und Bedächtigkeit mitbringt, verbrennt er dabei nicht“, sagt ein anderer Rektor, der ihn aus der Zusammenarbeit



Rückkehrer: In Aachen hat Ulrich Rüdiger studiert, promoviert und habilitiert.

in der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) kennt. Dort war Ulrich Rüdiger seit dem Jahr 2014 Vizepräsident für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs. Anders als der damalige HRK-Präsident Horst Hippler polterte Rüdiger nicht vor den Mikrofonen, sondern setzte gezielte und trotzdem klare Nuancen - etwa, als er 2015 vor der „Erosion der Grundfinanzierung der Hochschulen“ warnte: „Eine deutliche Verbesserung der Grundfinanzierung ist zu einer existenziellen Frage für die Universitäten geworden.“ Man merkte: Da weiß einer, wovon er spricht.

Geglückte Rückkehr

Im Gespräch merkt man ihm an, dass ihm die Rückkehr nach Aachen geglückt ist. Hier hat er studiert, „und wenn ich in die Aula komme, dann ist mein erster Studientag sofort wieder da.“ Mit all der Aufregung und Nervosität, der Anspannung und der Vorfreude auf den damals neuen Lebensabschnitt. Mit der Erinnerung ans „Café Kittel“ in der Aachener Innenstadt, damals wie heute eine Institution: „Ich habe die Hälfte meiner Zeit da gegessen und gerechnet.“

Das sind die Kontinuitäten, die ihm auffallen. Gewandelt, sagt Ulrich Rüdiger, habe sich jedoch die Rolle des Rektors: „Die Exzellenzinitiative hat da ganz, ganz viel von der alten Trägheit aufgebrochen.“ Ob er damals, als Student, mal irgendwann im Rektorzimmer war? Rüdiger schüttelt den Kopf. Nein, daran kann er sich nicht erinnern. Den damals amtierenden Rektor habe er vielleicht zweimal getroffen, der Mann sei aber wegen seiner Funktion eine Respektsperson gewesen, keinesfalls ein Gesprächspartner auf Augenhöhe. Und da - Ulrich Rüdiger beugt sich vor, das ist ihm wichtig - will er heute eine andere Rolle einnehmen: „Der Kontakt zu den Studierenden ist eng, wir nehmen bestimmte Dinge eher gemeinsam in Angriff.“

Welche? „Die Exzellenzfrage bietet da etliche Berührungspunkte“, sagt Rüdiger. Dann korrigiert er sich: „Ach was, Berührungspunkte - ganze Berührungsflächen sind das!“ Es gebe da einen regelrechten Setzkasten voller Ideen für die Zukunft der RWTH Aachen. Es sei wichtig, die Aufbruchstimmung in einen Regelwettbewerb zu überführen.

Mit Wettbewerben kennt er sich schließlich aus - wissenschaftlichen und sportlichen. Früher hat Ulrich Rüdiger mal Handball gespielt, Leistungssport, vom Niveau her etwa dritte Liga. „Da war ich Torwart“, erzählt er und grinst ganz leicht: „Das ist so etwas Ähnliches wie ein Rektor.“ Weil der Torwart ausputzen muss, was seine Vorderleute verbockt haben? Ulrich Rüdiger lacht kurz und schüttelt den Kopf: „Der Keeper bestimmt beim Handball Tempo und Richtung des Spiels.“ Ohnehin sei Universität auch immer ein Mannschaftsspiel. Er nickt, das Bild gefällt ihm.

Bleibt nur ein Problem: Rektorentätigkeit und Torwartdasein schließen sich aus, regelmäßiges Sport-Training mit einer Mannschaft ist bei dem Job nicht mehr drin. Ulrich Rüdiger weicht deshalb auf Laufen und Mountainbiking aus. Und wieder folgt eine fein dosierte Begründung: „Beides Sportarten, bei denen ich nicht der Taktung anderer unterworfen bin.“

Man kann das getrost als Ansage verstehen: Ulrich Rüdiger hat in Aachen noch einiges vor.

ZUR PERSON

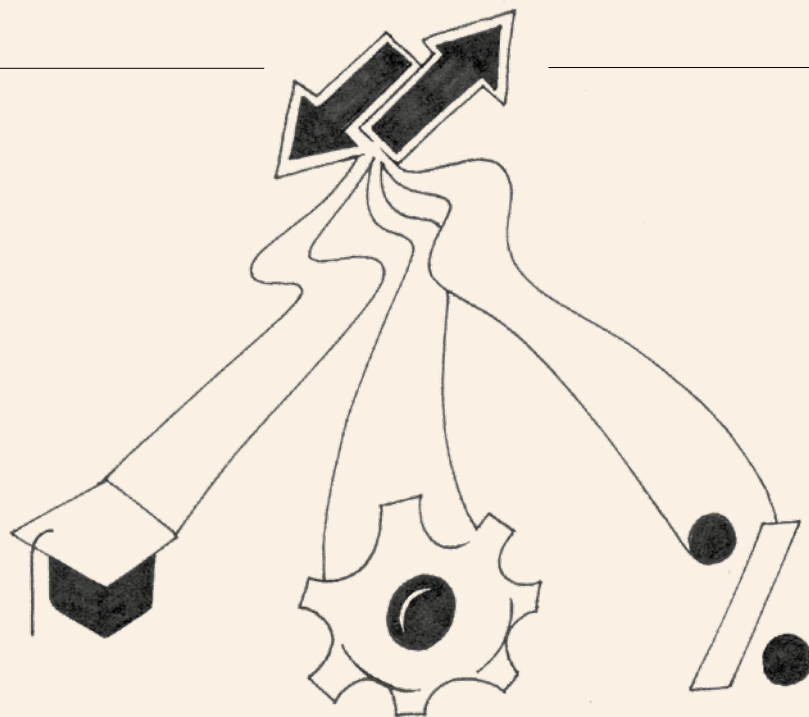
Prof. Dr. Ulrich Rüdiger, Jahrgang 1966, ist seit dem 1. August 2018 Rektor der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) Aachen. Für ihn ist es eine Rückkehr: Von 1988 bis 1994 hatte er in Aachen Physik studiert und im Mai 1997 auch seine Promotion abgelegt. Nach Forschungsaufenthalten vor allem in den USA wurde Rüdiger 2002 Professor für experimentelle Festkörperphysik in Konstanz. Rüdiger ist verheiratet und hat vier Kinder.



DER AUTOR

Armin Himmelrath ist Bildungs- und Wissenschaftsjournalist in Köln. Er staunte über das Rektorzimmer in Aachen, denn das hatte er von früheren Besuchen her als dunkel und etwas altmodisch in Erinnerung. Jetzt gibt es helle Vorhänge, weiße Wände und einen riesigen, hellen Tisch aus Kirsch- und Ulmenholz. Den hat Rüdiger selbst entworfen.

Fotos: Kay Herschelmann



Akademisierungswahn? Von wegen!

STATISTIK UND POLITIK

Die Studienanfängerquote taugt nur sehr bedingt zum Beleg für eine angebliche „Über-Akademisierung“, rechnet **Karl-Heinz Reith** vor

Es ist leider eine unendliche Geschichte, ohne Sinn und Verstand: Die Warnungen vor zu viel Bildung in der Industrie- und Exportnation Deutschland, vor zu vielen Abiturientinnen, Abiturienten und Studierenden, vor einer drohenden „Akademikerschwemme“ oder gar einem „Akademisierungswahn“.

Der Münchener Philosophie-Professor Julian Nida-Rümelin und ehemalige Kulturstaatsminister (SPD) will das vor fünf Jahren mit seinem Buch losgetretene Gerede über einen „Akademisierungswahn“ nunmehr beenden. „Der Akademisierungswahn ist vorbei“, verkündete er unlängst in einem Interview in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (FAZ). Der Zuwachs der Studienanfängerquote in Deutschland sei seit seinen eindringlichen Warnungen „so gut wie gestoppt“. Und zugleich gibt sich Nida-Rümelin selbstsicher: „Durch meine (...) öffentliche Interventionen hat es da doch eine Dynamik gegeben“ - auch wenn er seine Rolle dabei nicht überschätzen wolle.

Allerdings kann man diese „Dynamik“ bei der Entwicklung der Studierendenzahlen auch anders erklären, als Nida-Rümelin es tut: Die doppelten Abiturjahrgänge infolge der Schulzeitverkürzung sind inzwischen von den Hochschulen weitgehend verkraftet, ebenso die Folgen der Aussetzung der Wehrpflicht. Zudem sind die Abiturientenzahlen demografiebedingt weiter leicht rückläufig. Gleichwohl ist die Studienneigung der jungen Menschen angesichts der guten Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt nach wie vor hoch. Es ist zu erwarten, dass sich die Zahl der neuen Erstsemester auch in den kommenden Jahren um die 500.000 inklusive der ausländischen Gaststudierenden einpendeln wird.

Nida-Rümelin argumentiert im FAZ-Interview mit hohen Studierendquoten zwischen 59 und 57 Prozent, für die er keine Quelle benennt und für die man weder im Nationalen Bildungsbericht von Bund und Ländern noch beim Statistischen Bundesamt Belege findet - sofern man die Statistik auch nur etwas differenzierter betrachtet.

Ohnehin ist das mit der Berechnung der Studienanfängerquote, die angeben soll, wie hoch der Anteil der Studienanfängerinnen und Studienanfänger an der altersspezifischen Bevölkerung ist, eine komplizierte Sache. Viele Jahre lang rechneten Bundesbildungsministerium und Kultusministerkonferenz in deutschen Veröffentlichungen völlig anders als die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) in ihrem internationalen Bildungsüberblick der weltweiten Industriestaaten. Dabei lag die deutsche Quote in der Regel deutlich höher als die der OECD. Um die alljährliche Verwirrung zu beseitigen, wird inzwischen die Quote auch in Deutschland nach OECD-Standard berechnet und so auch in nationalen Veröffentlichungen ausgewiesen. Um die Studienanfängerquote zu bilden, wird zunächst für jeden einzelnen Altersjahrgang der Anteil der Studienanfänger berechnet. Diese Anteile werden zu einer Summe aufaddiert. Unabhängig von ihrem Alter fließen dann alle Studienanfänger in einem sogenannten Quotensummenverfahren in diese Quote ein.

Gleichwohl ist unter Hochschulexperten nach wie vor strittig, ob in der politischen Auseinandersetzung bei der Studienanfängerquote nur Deutsche und sogenannte Bildungsinländer (das sind Ausländer, die in der Bundesrepublik ihre Hochschulzugangsberechtigung erworben haben) ausgewiesen werden sollen - oder alle Studienanfänger insgesamt, also auch inklusive aller ausländischen Gaststudierenden, auch derjenigen aus Nicht-EU-Staaten. Deren Verbleib hier im Land nach dem Hochschulabschluss ist wegen des deutschen Niederlassungsrechts nach wie vor offen. Folglich lässt sich bei Arbeitsmarktprognosen auch schwerlich dauerhaft mit diesen rechnen. Ohnehin will ein Teil von ihnen nach dem Studium zurück ins Heimatland. Und etliche wollen auch nur ein paar Semester in Deutschland studieren.

Am Beispiel des Jahres 2016 lassen sich gut die Unterschiede der verschiedenen Berechnungsverfahren mit und ohne ausländische Gaststudierende, beziehungsweise mit oder ohne in Deutschland erworbener Hochschulzugangsberechtigung erklären. Im Sommersemester 2016 und im nachfolgenden Wintersemester 2016/2017 wurden laut Statistischem Bundesamt an den deutschen Hochschulen insgesamt 509.760 Erstimmatrikulierte gezählt, einschließlich 105.450 sogenannte Bildungsausländer. Legt man für die Berechnung der Studienanfängerquote diese Gesamtzahl von 509.760 Erstimmatrikulierten zugrunde, kommt man auf eine Quote von 56,7 Prozent.

Berücksichtigt man aber für die Berechnung nur die 404.310 Deutschen und sogenannten Bildungsinländer, die in Deutschland ihre Hochschulzugangsberechtigung erworben haben, kommt man auf eine Studienanfängerquote von 45,4 Prozent. Beide Quotenberechnungen sind richtig. Es kommt nur darauf an, dass man die Unterschiede kennt - und dass diese Quoten in politischen Debatten über eine vermeintliche Akademikerschwemme häufig missbraucht werden.

Bitte nicht falsch verstehen: Ich will hier nicht gegen noch mehr ausländische Studierende an deutschen Hochschulen plädieren. Die Bundesrepublik ist inzwischen ein beliebter und attraktiver Studienort für junge Menschen aus dem Ausland - auch wegen der mühsam erkämpften Studiengebührenfreiheit. Das ist gut so und soll auch so bleiben. Es geht allein um mehr Sachlichkeit in diesem anhaltenden absurden Quotenstreit „Studium versus betriebliche Lehre“.

Man kann das Thema natürlich auch viel einfacher betrachten - ohne Quoten und frei nach dem deutschen Rechenkünstler Adam Riese: „Pi mal Daumen“ rechnen wir jetzt über die Jahre hinweg jeweils mit gut 400.000 Erstimmatrikulierten, die in Deutschland ihre Studienberechtigung erworben haben. Zugleich melden Industrie, Handwerk und Gewerbe pro Jahr 500.000 bis 520.000 neue betriebliche Ausbildungsverträge. Hinzu kommen jedes Jahr gut 220.000 junge Menschen, die eine Ausbildung im berufsqualifizierenden Schulsystem beginnen - etwa mit dem Ziel, Krankenschwester, Pfleger, Erzieherin oder pharmazeutisch-technische Assistentin zu werden. Selbst wenn man bei den Erstimmatrikulierten die rund 100.000 Bildungsausländer mit einbezieht: Wer kann bei einem Zahlenverhältnis von 500.000 Studienanfängern zu 740.000 berufspraktisch Auszubildenden pro Jahr noch von einem „Akademisierungswahn“ reden? Und das ausgerechnet in der Industrie- und Exportnation Deutschland!

Doch Warnungen vor zu viel Bildung, dem Streben nach höheren Schulabschlüssen und zu vielen Studierenden haben in Deutschland Tradition, vor allem bei konservativen Politikern. Häufig geht es dabei um die Kinder der Nachbarn, nicht aber um die eigenen: die sollen natürlich studieren. Um den Anstieg der Studierendenzahlen radikal zu drosseln, wurde Mitte der 1980er Jahre in der ersten Kanzlerschaft von Helmut Kohl (CDU) mit dem „BAföG-Kahlschlag“ die Studienförderung über einige Jahre hinweg auf ein voll rückzahlbares Darlehen umgestellt. Zugleich wurde mit dramatischen Prognosen über eine vermeintliche Akademikerschwemme die Schreckfigur eines „taxifahrenden Dr.Arbeitslos“ an die Wand gemalt. Doch alle diese Prognosen waren falsch. Und der „taxifahrende Dr.Arbeitslos“ blieb eine Stammtischfiktion.



Wer kann bei einem Zahlenverhältnis von 500.000 Studienanfängern zu 740.000 berufspraktisch Auszubildenden pro Jahr noch von einem ‚Akademisierungswahn‘ reden?



DER AUTOR

Karl-Heinz Reith ist freier Journalist in Berlin



”

**ICH SEHE MICH ALS
ERSTEN LOBBYISTEN DER
STUDENTENWERKE**

13 Fragen an ...

BERND SIBLER

(CSU), bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst

1 In Bayern ist der Kultusminister ein Professor und der Wissenschaftsminister ein Lehrer. Wäre es umgekehrt nicht sinnvoller?

Irgendjemand hat mal geschrieben, ich sei die bildungspolitische Allzweckwaffe der CSU. Das trifft es ganz gut. Wir konnten nach meinem Amtsantritt sofort loslegen.

2 Sie selbst waren der Erste in Ihrer Familie, der ein Studium aufnahm. Was lernen Sie daraus für Ihr Amt?

Wie wichtig es ist, dass es wohnortnahe Studienmöglichkeiten gibt. Heute erreichen Sie überall in Bayern im Umkreis von 50 Kilometern eine Hochschule. Ich habe bis zum Abschluss bei meinen Eltern gelebt. Ich hätte sonst nicht studieren können. Zur Uni bin ich jeden Tag gependelt.

3 Weil ein Zimmer im Wohnheim zu teuer gewesen wäre?

Ich hatte das Glück, dass mein Vater Lokführer war. Ich durfte kostenlos fahren. Das war noch günstiger.

4 Ihre Regierung will den öffentlichen Personennahverkehr ausbauen. Wie wäre es mit einem bayernweiten Semesterticket für Studierende?

Wir streben ein 365-Euro-Ticket an - möglichst für alle. Das wäre ein tolles Angebot, und es hätten alle etwas davon!

5 Sie wollen in dieser Legislaturperiode 18.000 neue Studienplätze schaffen. Wie viele neue Wohnheimzimmer macht das?

Was die soziale Infrastruktur angeht, ist Bayern vorbildlich - das hören wir immer wieder. Das soll so bleiben. Das Problem ist: Die Flächen für neue Wohnheime müssen die Kommunen bereitstellen. Diese haben die

Studentenwerke aber nicht immer auf dem Radar. Ich sehe mich als erster Lobbyist der Studentenwerke und will mit den Oberbürgermeistern sprechen.

6 Dürfen die Studentenwerke mit mehr Mitteln vom Freistaat rechnen, auch für ihre Beratungsstellen?

Wir waren bisher gut aufgestellt. Ich denke projektbezogen: Wo Hochschulstandorte ausgebaut werden, werden wir auch die soziale Infrastruktur stärken.

7 Bayern will zum führenden Standort für Künstliche Intelligenz (KI) werden. Warum?

Die KI ist eine der Schlüsseltechnologien der Zukunft. Das heißt auch, dass wir über ethische Fragen nachdenken müssen: Was dürfen Algorithmen und kluge Maschinen? Was soll ein Pflegeroboter machen und was nicht?

8 Und bei solchen Fragen vertrauen Sie ausgerechnet auf Facebook? Der Konzern will mit 7,5 Millionen Dollar ein Institut zur KI-Ethik an der TU München unterstützen ...

Facebook ergänzt etwas, womit sich die TU München (TUM) seit Jahren beschäftigt. Wer die TUM kennt, weiß: Die lassen sich inhaltlich nicht reinreden. Die akademische Forschung ist und bleibt unabhängig!

9 Zweifelnd Sie daran, dass ein Master-Abschluss für KI-Experten gut genug ist?

Warum?

10 Im Koalitionsvertrag heißt es, Sie wollen wieder über Diplom-Abschlüsse nachdenken.

Das ist ein ausdrücklicher Wunsch unseres Koalitionspartners.

11 Ihrer also nicht?

Ich war kein leidenschaftlicher Anhänger des Bologna-Prozesses, bin aber inzwischen überzeugt. Außerdem gibt es kluge und unideologische Lösungen: Die TUM vergibt den Diplom-Titel gemeinsam mit dem Master-Abschluss. Darüber können wir reden.

12 Zum Geschäftsbereich des Wissenschaftsministers in Bayern gehört: eine Brauerei. Waren Sie schon dort?

Ja, heute Vormittag. Wir überlegen, in der Forschungsbrauerei Weihenstephan ein lockeres Format der Wissenschaftskommunikation aufzulegen: Bier und Bits.

13 Gekostet haben Sie aber nicht?

Ich lese Ihnen meinen Facebook-Post von heute Morgen vor (nimmt sein Handy): „Wir haben um halb neun kein Bier getrunken.“ Ist natürlich direkt ein Thema. Einer schreibt: „Des is ja eine Sünd, eine Brauerei zu besichtigen und kein Bier zu probieren.“

Die 13 Fragen stellte der Journalist und Autor **Bernd Kramer**
<https://berndkramer.wordpress.com>

ZUR PERSON

Bernd Sibler, Jahrgang 1971, ist seit November 2018 bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst. Zuvor war der CSU-Politiker einige Jahre Staatssekretär im Kultusministerium, dann wenige Monate Kultusminister im Freistaat – ein Amt, das nach der Landtagswahl 2018 an Prof. Dr. Michael Piazolo von den Freien Wählern ging. Der Niederbayer Sibler hat nach dem Studium an der Universität Passau als Lehrer für Deutsch und Geschichte gearbeitet, aber nur kurz: 1998, ein Jahr nach dem Referendariat, zog er für die CSU in den Landtag ein, wo er unter anderem dem Hochschulabschluss vorsaß. Sibler ist Mitglied der katholischen, nichtschlagenden Studentenverbindung K.D.St.V. Aenania München; er ist verheiratet und Vater von zwei Söhnen.

www.sibler.de/2_14_Lebenslauf.html

DER DSW-PRÄSIDENT APPELLIERT

Wählen Sie Europa!

Grenzenlos
studieren.
**EUROPA
WÄHLEN!**

Ich will hier eine Lanze brechen für ein freiheitliches, offenes, wissenschaftsfreundliches Europa.

Warum? Weil für mich die Wahl zum Europäischen Parlament am 26. Mai 2019 eine Richtungswahl über Erfolg oder Misserfolg des gesamten europäischen Projekts ist. Gewinnen die nationalistischen und populistischen Kräfte im EU-Parlament noch mehr an Macht, wird dies verheerend sein für die zukünftige Entwicklung Europas.

Die Brexit-Abstimmung des Jahres 2016 hat gezeigt: Wenn die jüngeren Generationen nicht abstimmen bzw. wählen gehen, entscheiden die Alten über die Zukunft. Deswegen appellieren wir als Deutsches Studentenwerk (DSW) gemeinsam mit der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) ausdrücklich an die Studierenden, am 26. Mai 2019 wählen zu gehen. Das Motto unserer gemeinsamen Initiative: „Grenzenlos studieren. Europa wählen!“

HRK und DSW gemeinsam, Hochschulen und Studenten- bzw. Studierendenwerke vereint für Europa: Wir möchten deutlich machen, wie wichtig diese Wahl für die Zukunft der oder des Einzelnen werden kann. Jede und jeder soll sich selbst fragen, in welchem Europa sie oder er künftig leben will - und



»Die Studierenden müssen für ein starkes Europa kämpfen«

dann die Stimme abgeben: für ein Europa des Austausches, der Kooperation, der Vernunft und der Wissenschaft. Um die Wissenschaftsfreiheit ist es längst nicht in allen europäischen Ländern gut bestellt. Wie Ungarn die „Central European University“ aus dem Land gedrängt hat, ist ein Trauerspiel; und Polens Regierungspartei mischt sich massiv in die historische Forschung ein.

Unsere Hoffnung ist, dass die Studierenden sich Nationalismus und Populismus, Wissenschaftsfeindlichkeit und antidemokratischen Tendenzen aktiv entgegenstellen. Gerade die Studierenden profitieren wie kaum eine andere Gruppe vom Projekt Europa: Freundschaftliche Beziehungen über Grenzen hinweg und die Möglichkeit zur Mobilität in einem riesigen Europäischen Hochschulraum sind für sie eine Selbstverständlichkeit. Europas Studierende müssen und können viel Gewicht in die Waagschale werfen, wenn sie alle samt und sonders wählen gehen. Sie müssen für ein starkes Europa kämpfen!

Aber eigentlich ist es egal, wie alt wir sind, ob wir studieren oder schon weiter fortgeschritten sind im Leben: Die Zukunft Europas darf uns nicht egal sein. Europa ist kein Selbstläufer. Wir entscheiden darüber, in welchem Europa wir leben. Deshalb meine dringende Bitte: Gehen Sie wählen am 26. Mai, und geben Sie der Vernunft und der Wissenschaft Ihre Stimme.

Ihr

Prof. Dr. Rolf-Dieter Postlep
Präsident des Deutschen Studentenwerks
»rolf-dieter.postlep@studentenwerke.de

33. PLAKATWETTBEWERB
DES DEUTSCHEN STUDENTENWERKS

HERZLICHE EINLADUNG
ZUR PREISVERLEIHUNG

**#nextgeneration:
STUDIUM
DER ZUKUNFT**

24. JUNI 2019

EINLASS 18.30 UHR, BEGINN 19.00 UHR

MUSEUM FÜR KOMMUNIKATION BERLIN

LEIPZIGER STRASSE 16, 10117 BERLIN

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



Deutsches Studentenwerk

Museum für
Kommunikation
Berlin





VIELSEITIGE ELEKTRONISCHE ZUTRITTLÖSUNGEN

—
SYSTEMARCHITEKTUR je nach Anforderung online, offline, funkvernetzt, Cloud-basiert und mobil.

—
SYSTEMPLATTFORM mit Türbeschlägen und -zylindern, Wandlesern, Spindschlössern, Software, Apps u. v. m.

—
SYSTEMKOMPONENTEN für Innen- und Außentüren, automatische Türsysteme, Tore, Aufzüge, Spinde, Möbel, Zufahrten u. v. m.

WOHNHEIMTAGUNG
15./16.5.2019
WEIMAR